LB
41
.B59

THE LIBRARY OF CONGRESS
1800

CONCEPTION PAX
ABBEY LIBRARY

Gedenkblätter

für

Schule und Leben.

Reden

von

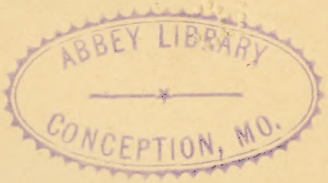
Heinrich Bone,
Professor und Gymnasialdirector.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1873.
Zweigniederlassungen in **Strassburg, München** u. **St. Louis,** Mo.

LB41
.B59

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Exchange
Conception College
JUN 30 1941



Buchdruckerei der Herder'ſchen Verlagshandlung in Freiburg.

MVG 16 Ta 42

Meinen geliebten Schülern

gewidmet.

Vorrede.

Der Unterzeichnete wurde im Jahre 1859, als er Director des Gymnasiums zu Recklinghausen in Westphalen war, ganz unerwartet als Director an das Gymnasium zu Mainz berufen, und wurde ebenso unerwartet nach fast vierzehnjähriger Amtsführung, ohne Nachsuchen, ohne alle vorhergangene Verhandlung oder auch nur Andeutung Seitens der Behörde, unterm 3. April 1873 urplötzlich in Ruhestand und Pension versetzt, wozu allerdings ein Paragraph der Großherzoglich Hessischen Dienstpragmatik vom Jahre 1820 die unbeschränkte Vollmacht gewährt, also lautend: „Jeder Staatsbeamte kann vermöge Verfügung der obersten Staatsverwaltung zu jeder Zeit in Ruhestand gesetzt werden; er behält den Titel, sodann von seiner Besoldung ꝛc. (Angabe der Pensionsquota)."

Zu vorstehender Mittheilung haben wir uns durch vielfach geäußerte Mißverständnisse und directe Anfragen veranlaßt gesehen; übrigens haben Näheres über das ganze Factum die öffentlichen Blätter zur Sprache gebracht.

Die hier mitgetheilten Reden wurden bei der jährlichen Schlußfeier gehalten, welche mit Preisvertheilung und Ent-

lassung der Abiturienten im großen Akademiesaale des Kurfürstlichen Schlosses stets unter hoher Festlichkeit begangen wurde. Die vier ersten dieser Reden ließ der Verfasser bereits im Gymnasialprogramm von 1866 drucken und bemerkte dabei, „daß er auf solche Weise am besten seiner Stellung zu entsprechen glaube, indem er dadurch einerseits allgemeine Principien und Maximen offen lege, und anderseits die Erinnerung an jene stets mit so großer Theilnahme begangenen Festlichkeiten wieder auffrische; einzelnes Individuelle, Locales und Temporelles sei natürlich ausgelassen worden; anderes, was zur Zeit der mündlichen Ansprache der Moment eingegeben, sei so genau nicht mehr in Erinnerung geblieben." Diese Bemerkung gilt, unter den obwaltenden Umständen in erhöhetem Grade, auch für die gegenwärtige Gesammtheit der Reden, und da dieselben nunmehr so verschiedenartige Stoffe umfassen und von vornherein nicht bloß den Schüler, sondern den ganzen Menschen im Auge hatten, wie ja auch so viele frühere Schüler jetzt in vollem Lebensberufe stehen, so dürfte immerhin der Titel „Gedenkblätter für Schule und Leben" gerechtfertigt sein. Die engere Beziehung aber auf die besondere Gelegenheit der Reden, namentlich auf die Entlassung der Abiturienten, haben wir nicht abstreifen wollen, da ja gerade das Individuelle die zu Grunde liegenden Maximen und Principien oft heller zeichnet, als eine systematisirte Entwickelung, und in dem vorliegenden Falle die Gelegenheitsform so sehr mit dem Gegenstande verwachsen ist, daß sie zugleich Entschuldigung bietet, wenn einzelne Gedanken sich hier und dort

wiederholen. — Daß der Amtsantritt des Unterzeichneten zugleich große Umbauten am Gymnasium mit sich führte, spricht die erste Rede für ihr Verständniß selbst aus. In den Jahren 1866 und 1870 konnte wegen der kriegerischen Ereignisse und deren Einwirkung auf Mainz keine Schlußfeier gehalten werden. Uebrigens sind die einzelnen Jahreszahlen absichtlich beigefügt worden, damit die Reden nach Maßgabe ihrer Zeit und Zeitverhältnisse aufgefaßt werden.

Allen meinen bisherigen Schülern, denen ich so oft in ihrer Gesammtheit habe Lob und Anerkennung aussprechen können, einen herzlichen Gruß und die Versicherung des treuesten Andenkens.

Wiesbaden am 25. September 1873.

H. Bone.

Inhalt.

		Seite
I.	Aufgabe und Thätigkeit der Schule. (1860.) . .	1
II.	Das innere Leben der Schule. (1861.) . . .	11
III.	Die Gymnasialbildung nach ihrem Endziel im Wissen und Wollen. (1862.)	25
IV.	Gesammtbildung eines Menschen. (1863.) . . .	41
V.	Die Weltgeschichte und das Menschenleben. (1864.) .	57
VI.	Der Sohn nach vollbrachter akademischer Laufbahn. (1865.)	68
VII.	Die lateinische Sprache nach ihrem Ursprung und Beruf. (1867.)	81
VIII.	Ueber das Lesen und die Privatlectüre. (1868.) . .	100
IX.	Theorie und Praxis. (1869.)	114
X.	Ueber die Lectüre der alten Classiker. (1871.) . .	133
XI.	Ein Abiturient vor tausend Jahren. (1872.) . .	150

I.

Aufgabe und Thätigkeit der Schule.

1860.

Wir bauen! — Wir bauen am Gymnasialgebäude, und die Bauten haben gleich für das erste Jahr meiner hiesigen Amtsführung manchfache Abänderung in den gewohnten Gang des Schuljahres mit sich gebracht; schon darum bin ich es den verehrten Eltern unserer Zöglinge, sowie den versammelten Freunden der Anstalt, kurz der Oeffentlichkeit gegenüber schuldig, bei dem heutigen Abschlusse des Schuljahres der Bauten Erwähnung zu thun und einige Worte der Beruhigung denen auszusprechen, die vielleicht eine zu große Störung befürchtet haben oder noch befürchten. . . . . .

* *
* *

Doch wir bauen! Und wenn bisher der Fremde auf die Frage, was denn das für ein Gebäude sei, das mitten in der Stadt so verfallen und verfallend dastehe, gewiß nur mit Staunen vernahm, daß es das Gymnasium sei: so hoffen wir nunmehr, daß bei dem freundlichen Entgegenkommen Hoher und Höchster Behörden schon nach Jahresfrist mit Freude wird gesagt werden können: „Dies Gebäude, das so frisch geschmückt mit seinem hohen Giebel und winkenden Erker von fern entgegenprangt, ist das Gymnasium, ist das Gymnasium von Mainz, worin seine Söhne zu höherer Wissenschaft und Stellung vorgebildet werden.“ Und mit

gehobener Stimmung werden die Eltern ihm ihre Kinder zuführen, und mit gehobener Stimmung Lehrer und Schüler die Werkstätte ihrer Thätigkeit betreten, um in würdig ausgestattetem äußern Bau den geistigen Bau zu betreiben, wofür das Gymnasium der Bauplatz ist. Denn ein Bauen ist unsere Aufgabe; einen geistigen Bau beginnen und vollenden wir von Jahr zu Jahr, und das war der höhere Sinn, den ich im Auge hatte, als ich mit den Worten begann: Wir bauen.

Ja, wir bauen! Das ist eine Eigenthümlichkeit aller Lehr- und Erziehungsthätigkeit, daß sie zu bauen hat — zu bauen nach einem Plane, zu bauen auf Fundamenten, zu bauen in stätigem Fortgang, aufwärts zu einem ununterbrochenen Ganzen. Anderweitige höhere Berufsthätigkeit im Leben ist meistens dem Augenblicke verpflichtet, der eintretenden Gelegenheit, dem unvorhergesehenen Bedürfnisse; und der Vertreter des Berufes weiß nicht, was für besondere Arbeit der Tag bringen wird, wo es etwas zu richten und zu schlichten, zu pflegen und zu schützen, zu verwalten und zu ordnen gibt; immer muß er gefaßt sein auf neue Anforderungen für die Pflichten seines Berufes. Der Lehrer aber kennt im voraus Zeiten und Gegenstände seiner Thätigkeit, wie der Bauende im voraus weiß, was für Arbeit am folgenden Tage seiner wartet und wo der Abschluß des jedesmaligen Baues sein wird. Der Lehrer sieht im Beginn des Schuljahres die Höhe, die er am Ende desselben erreicht haben will; sieht die Zeitabschnitte, in welchen er die einzelnen Stufen zu erstreben hat, um das Ganze zu vollenden. Was neben einander und was auf einander folgen muß, es liegt vorgezeichnet im Plane des Ganzen und muß beherrscht und geformt werden durch den Geist des Lehrenden; da muß Stein auf den Stein passen, Fuge in Fuge greifen, und das Verschiedenartige sich gegenseitig binden, stützen und

kräftigen, jedes nach dem Maße, das ihm gesetzt ist. Das ist die Anforderung des Planes, der, wie bei einem Aufbau, das Ganze eines Unterrichts beherrschen muß.

Aller Aufbau aber geschieht auf Fundamenten. Nicht anders ist es beim Unterricht; es müssen Grundlagen da sein, worauf das Ganze fußet; und die Grundlagen müssen als solche behandelt werden; es ist unnütz, ihnen allerlei schmückendes Prunk- und Beiwerk zu geben, das durch sich selbst schon ins Auge fallen soll, während es doch später überdeckt wird. Wie leicht könnte es da der Fall sein, daß das Wesen des Fundamentes Schaden litte, daß es später dort Riß und Spaltung nach sich zöge, wo es dem, was wirklich als reiche Gestaltung zu Tage tritt, Halt und Festigkeit bieten soll. Nicht die Anzahl der Fächer und Fächernamen, womit ja oft bis in die untersten Elementarklassen geprunkt wird, sondern Tüchtigkeit in den Elementar-Uebungen gibt festes und sicheres Fundament für den Aufbau von Kenntnissen und für gegliederte Formen der höheren Bildung.

Nicht minder aber, wie das Ganze des Unterrichtes auf Fundamental-Kenntnissen und Uebungen aufgebauet wird, ruhet auch in stätigem Fortgang Stufe auf Stufe, Klasse auf Klasse; und wie es beim Gebäude unmöglich ist, ein zweites Stockwerk zu beginnen, wenn das erste noch nicht da ist, so unzulässig sollte es auch jedem erscheinen, den Schüler in Regionen zu führen, wo er gleichsam in ein schwindelndes Hängewerk gefaßt werden muß, um ihn zu halten, wo er aber zu selbständiger Thätigkeit keinen Boden finden kann und in wesenlose Tiefe zurücksinkt, sobald er sich selbst überlassen wird. Einfach und klar scheint die Sache für Lehrende wie für Lernende; aber unverstanden bleibt sie doch oft, und Zumuthungen, als könne man vom ersten Stockwerk gleich zum dritten übergehen, sind eben nicht un-

erhört; namentlich bei Aufnahme von Schülern und bei Versetzung in höhere Klassen.

Endlich, wie es beim Bauen heißt: immer vorwärts, immer aufwärts! so gilt auch beim Unterricht, bei allem geistigen Aufbauen die Mahnung: immer vorwärts, immer stätiger Fortschritt, bis hinauf zu der Höhe, zu der Stufe, die man gewollt hat, die der Plan vorzeichnet. Stillstand bringt Rückfall; da treten Einflüsse heran, welche das Erreichte morsch und mürbe machen.

So ist alles Unterrichten ein Aufbauen, so jede Unterrichtsanstalt eine geistige Baustätte. So ist es auch das Gymnasium. Der geistige Bau, der dort aufgeführt wird, ist die Gymnasialbildung. Sie ist vorzugsweise einem Bau zu vergleichen, darum weil sie vorzugsweise einen bestimmten, abgegrenzten Plan, und noch mehr, weil sie einen bestimmten Abschluß, eine bestimmte Höhe, gewissermaßen ein vorgezeichnetes Dachwimpel hat — das Maturitätszeugniß. Wo dieses nicht erreicht wird, da ist eben das nicht erreicht, was man unter vollständiger Gymnasialbildung versteht, und da gehen mindestens alle die äußeren Vortheile verloren, welche damit verbunden sind. Denn die Gesetzgebung selbst steht zur Seite; Staat und Kirche verlangen den vollen fertigen Ausbau der Gymnasialbildung, verlangen das Maturitätszeugniß, ehe sie die Wege öffnen, welche zu ihren höheren Berufen und Stellungen einführen. Und darum ist auch der Plan ein gleichmäßig und scharf geregelter, ein nach Stufen und Stockwerken festgesetzter. Wohl kann nach Umständen und Bedürfnissen gleichsam eine Kammer hinzugefügt oder weggenommen werden; aber gewisse Säle, ob größeren oder kleineren Umfanges, sind als unerläßlich bestimmt, sind obligatorisch; und die obligatorischen müssen von Stufe zu Stufe durchgeführt werden, wenn am Ende der Bau vollgültig sein soll; so daß schon in der untersten

Klasse dasjenige in's Auge gefaßt wird, was droben in Kuppel und Spitze auslaufen soll. Die Vernachlässigung eines obligatorischen Faches hebt sofort den Weiterbau auf und nimmt die Berechtigungen hinweg, welche mit dem Gesammtbau verbunden sind. Wohl kann es geschehen, daß ein Schüler ausscheidet, ehe er das Ganze vollendet hat, und immerhin wird die gewonnene Bildung schon eine Behausung des Geistes sein, worin er, wenn anders der bis dahin erreichte Aufbau ein gediegener ist, sich wohl und kräftig fühlt; aber das vollberechtigte Haus der Gymnasialbildung nimmt er nicht mit sich.

Und der Plan selbst nun von diesem Bau? — Er ist im Wesentlichen ein ebenso allgemeiner, als altüberlieferter; ein wesentlich gemeinsamer fast bei allen neueren gebildeten Völkern, so sehr auch das Methodisiren und Decretiren in den einzelnen Staaten den Schein der Verschiedenheit erwecken mag. Es fällt nämlich der Plan wesentlich zusammen mit dem Material; denn wie der Bau geistig ist, so ist auch das Material geistig, und der Plan will nichts anders als den Aufbau, die Aneignung des Materials, weil in dem Material selbst die geistbildende Kraft liegt. — Und welches ist dieses Material? Es sind die edelsten und freiesten Wissenschaften, Kenntnisse und Fertigkeiten, die den Geist als solchen nähren, formen und kräftigen, wenn sie auch nie zu praktischer Anwendung Gelegenheit fänden, die eben darum auch die sicherste Grundlage zu den höheren Fachstudien bilden, und nicht minder an und für sich geeignet wären, auch an anderweitige höhere Verhältnisse und Bedürfnisse des Lebens geschmeidig anzuknüpfen. Allein die gesteigerten Anforderungen, welche Industrie und Handel, ja die Meisterschaft des Handwerks, an Kenntnisse und systematische Theorie machen, haben für die geschäftlichen Richtungen besondere Anstalten hervorgerufen, welche friedlich

neben den Gymnasien ihre Bauten aufführen und als höhere Lehranstalten natürlich manches mit ihnen im geistigen Material gemein haben. Um aber jenes wesentliche Material des geistigen Gymnasialbaues, das mit dem Plane selbst gleichsam zusammenfällt, in Kürze vorzuführen, so ist es vorerst die Wissenschaft des Ewigen, des Göttlichen, die Wissenschaft der Religion. Ich sage Wissenschaft, und meine also nicht das innere religiöse Leben, welches einem höheren Gesichtspunkte angehört; sondern ich meine die positiven, factischen und gründlichen Kenntnisse der Religion, damit die religiöse Bildung der übrigen Bildung conform bleibe und nicht etwa gerade durch die fortgeschrittene übrige Bildung zuletzt ein bloßes Hinblinzeln werde in ein Abstractum von Religion, oder zusammenschrumpfe in ein gewohnheitsmäßiges, auf zufälligen Rücksichten beruhendes Halten gewisser religiöser Formen. — Es ist sodann neben der Wissenschaft des Ewigen die Wissenschaft der großen Vergangenheit, sei es als geschichtliche Darlegung der Begebenheiten des Menschengeschlechts, sei es als eindringliches Studium der hervorragenden Geisteswerke jener alten Völker, auf deren menschlicher Bildung — so hat es die Vorsehung gewollt — die neue, christliche Welt sich aufgebauet hat, in die hinein sie die Wurzeln des Göttlichen geschlagen. — Es sind endlich die allgemeinen Wissenschaften der immer jungen Gegenwart, d. h. diejenigen, die den Geist hell und scharf, reich und gelenkig machen, mag er in dem Organismus der Grammatik oder in dem Organismus der Natur und der Länder, in den freien Formen des Denkens und des schönen sprachlichen Ausdrucks, oder in den unbeugsamen Ketten mathematischer Schärfe umhergeführt werden.

Die höhere Form aber und das geistige einheitliche Band, wodurch alle diese Materialien zu einem schönen Ganzen sich gestalten sollen — wo ist sie zu finden? —

Es ist die schöne, die edle Sitte; es ist der Charakter und das Gemüth, es ist die Sittlichkeit und die Religion, die Religion, insofern sie nicht, wie oben, neben anderm Wissen ein Wissen ist, sondern ein inneres Leben, welches dem Sittlichen den Charakter des Göttlichen ertheilt. Bloße Kenntnisse sind aufgehäufte Steinmassen; sie drohen über Den zusammenzustürzen, Den unglücklich zu machen, der in ihnen hauset, wenn nicht der sittliche Charakter sie durchdringt und beherrscht. Reine, wahre, aus edlem Innern hervortretende Sitte ist der geistige Mörtel, der die Kenntnisse zu einer wahren Behausung befestigt, welche Ruhe und Obdach gewährt; sie ist der Glanz und die Politur, die das Auge erfreuet; sie ist die lebendige Architektonik des Bau's, woraus der Geist der Schönheit uns anhauchet. Kenntnisse ohne sittlichen Charakter sind in Wahrheit formlos, so formlos, daß sie ja im Leben meistens mit einer sittlichen Tünche, mit dem Schein der wahren Sitte sich zu umhüllen suchen; sind so gewiß formlos, als jenseits solche unsittliche Wissensgeister desto gräulicher erscheinen werden, je höher ihr Wissen stand, ähnlich dem wissensreichen Vater aller Unsitte. Wie schön dagegen, wenn dem Wissen sich die Sitte paaret, zumal diejenige Sitte, die, um das Bild des Bauens festzuhalten, den Formen der erhabensten Architektonik, den Formen der Dome ähnlich, ihre Wurzeln im göttlichen Gehalte des Innern, und ihren gestaltenden Trieb nach oben zum Himmlischen hat.

Und die Werkleute endlich des geistigen Gymnasialbau's! Wer sind sie? — Die seid ihr, geliebte Schüler; seid es unter Leitung der Meister, eurer Lehrer. Ja, ihr seid die Werkleute, ihr müßt von der Frühe des Morgens bis in den Abend hinein rührig und rüstig, willig und ergeben, rasch und bedachtsam sein. — Aber getrost! nicht bloß arbeitbelastete Werkleute seid ihr; ihr seid auch die Bau-

herren! Für euch wird das Haus gebaut; für euch selbst seid ihr thätig und folgsam; euer eigen ist die Bildung an Wissenschaft und Sitte, wofür die Meister sinnen und planen, schaffen und wirken. Ihr nehmet den Bau der Gymnasialbildung mit euch in's Leben als geistige Behausung, reich an Sälen und Kämmerlein, geschmückt mit Giebeln und Erkerchen. Niemand anders kann euch dieses Haus bauen; so geht es mit allem Geistigen; ihr selber müßt Hand anlegen, ihr selber die Steine der Kenntnisse nach des Meisters Weisung aufheben und einpassen und befestigen; ihr selber müßt die schöne Form der guten Sitte, nach des Meisters Weisung, an euch ausarbeiten und beleben, müßt den Geist der Tugend und Religion in euch aufnehmen, damit er von innen heraus eurem Wissen und Können die würdige Gestalt und den Hauch des Göttlichen ertheile. Ja, so sehr seid folgsam und ergeben, so sehr fügsam nach dem Willen eurer Meister und nach dem Geist und Gesetz, worin die Anstalt ihren Zweck und ihre Würde sucht, daß ihr euch gleichsam selbst als Bausteine betrachtet. Denn in Wahrheit, ihr seid zugleich die Bausteine. Eure Gesammtheit, worin die einzelnen Klassen zu einem Ganzen vereinigt erscheinen, steht vor mir als ein einheitlicher Bau von lebendigen Steinen, und es ist die Aufgabe des Gymnasiums, euch so zu betrachten; und in diesem Sinne ergeht im Namen der Anstalt an einen jeden von euch das Wort des Dichters:

Willst du, daß wir mit hinein
In das Haus dich bauen,
Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen.

Ja, liebe Schüler, es gilt ein Behauen, ein geistiges Behauen; ein Stein, der sich nicht will behauen lassen nach dem Maß und Ziele, das ihm gesetzt ist, wird ausgesondert

und kann keine Berechtigung an dem Bau haben. — Darum seid fügsame Bausteine, damit der lebendige Bau euerer Gesammtheit ein würdiger, ein schöner sei; und seid rührige treue Werkleute, damit der Aufbau eurer Bildung fest und sicher, nach Kenntniß und Charakter, von Jahr zu Jahr emporsteige; und seid begeisterte Bauherren, die ein schönes, möglichst vollkommenes Haus, nicht ein nothdürftiges, eben ausreichendes Obdach haben wollen; nein! verlanget auch Reichthum und Zierde hinein, damit ihr nach Abschluß des Bau's mit Lust darin wohnen könnet. Denn wie sich jeder sein Haus zimmert und ausstattet, so nimmt er es mit, und wer am treuesten gebaut und gezimmert, wird sicherlich auch am dankbarsten denen sein, die ihm die Arbeit zugetheilt und sie geleitet haben.

Damit wende ich mich an euch, geliebte Abiturienten! Ihr verlasset nun das äußere Gymnasialgebäude, das Gebäude von todtem Stein; aber den innern geistigen Gymnasialbau nehmet ihr mit euch als bleibende Wohnung. — Ja wohnet darin! haltet fest an dieser Wohnung! laßt sie euch sein wie eine Heimat, wie ein Vaterhaus, wohin ihr oft und gern auch im späteren Leben zurückkehret; dann werdet ihr auch ein mütterliches Herz darin finden, das euch selbst im Mannesalter mit kindlichen Gefühlen erquickt und mancherlei Trost und Rath spendet. Lasset euch nie locken in Wohnungen, die dem Geiste der Gymnasialwohnung entgegen sind; fliehet die Hütten der Lust und meidet alle windigen Scheunen unwürdiger Freiheit! Die Erinnerungen an euer Gymnasialleben werden euch nie verlassen; das wissen wir alle aus eigener Erfahrung; ihr werdet davon erzählen in euren nächsten und in euren spätesten Jahren, wie ihr es noch jetzt von euern Vätern höret; aber darum haltet mit den Erinnerungen auch den Geist fest: den Geist der Anstrengung, den Geist der Wissenschaft, den

Geist der guten Sitte! Dann wird der Gymnasialbau wahrhaft das sein, was er sein soll; wird selbst wieder ein Fundament zu größerem Bau werden. Denn das ganze Leben ist ein Bau; ist ein Bau für den Frieden auf Erden, aber noch mehr ein Bau für die Glorie der Ewigkeit. Habt ihr euren Lebensbau recht und wohl gebaut, so hat sich euere unsterbliche Seele die Wohnung der Ewigkeit gebauet; denn die Wohnung der Ewigkeit bauet man sich auf Erden. Darum haltet fest das Bild des Bauens für euer ganzes Leben! Haltet es fest, insofern es keinen echten Bau gibt ohne feste Fundamente; leget Fundamente für euern Beruf im Wissen und Handeln! Haltet es fest, insofern es keinen wahren Bau gibt ohne einen wohldurchdachten, festgezeichneten Plan; lebet und strebet planmäßig! Haltet es vor allem fest nach dem Charakter des Bauens, der da ist: stets fortschreitend, stets emporsteigend, stets hinaufstrebend nach der Höhe. Haltet die Höhe im Auge, die Zinne des Lebens, vor allem die hohe Kreuzesblume, die das Leben dereinst krönen soll hoch über den Wolken.

Und nun tretet heran und empfanget gleichsam die Urkunde über euren vollendeten geistigen Gymnasialbau, jeder nach dem Maße seiner Kräfte, aber auch nach dem Maße der Anstrengung, womit er die Kräfte gebraucht hat! — Und ihr übrigen sodann empfanget oder erblicket in der Ertheilung von Preisen eine neue Ermuthigung zu rüstigem Fortbau, von Stufe zu Stufe, bis auch ihr euern Bau vollendet!

II.

Das innere Leben der Schule.

1861.

Es geht eine Bewegung durch die Welt, eine mächtige, tiefe! Haben wir doch kaum von Monat zu Monat gewußt, ob nicht die Schrecken des Krieges uns überfluten würden. Sichtbar schon sind manche Lavaströme, die aus der Bewegung sich ergossen haben; unheimlicher aber gähret es noch im Innern; unheimlicher brütet's in den Geistern. Ja, es ist, als ob die Geister sich scheiden und sammeln sollten in große Heerlager; als ob es sich handle um Sein oder Nichtsein von ewigen Principien; als ob an's Licht solle dasjenige, was sonst im Verborgenen getragen wird, im Verborgenen bis zur Selbsttäuschung Dessen, der es in sich trägt. — Doch fürchten Sie nicht, daß ich die amtliche Aufgabe, welche ich an dieser Stelle zu erfüllen habe, in ein Gebiet hinüberziehen werde, wo tagtäglich Blätter und Schriften, laute und leise Gespräche sich Schild und Spitze entgegenhalten. Das würde ein Verkennen sein des friedlichen Geistes, welchen die Schule vertritt. Im Gegentheil, nur darum habe ich jener weltbewegenden Gährung gedacht, um zugleich den Dank auszusprechen für die Theilnahme, die Sie inmitten der tobenden Zeitfragen einer friedlichen Schulfeier geschenkt haben, und um zugleich Ihr Wohlwollen und Ihre Nachsicht zu erbitten, wenn ich heute mit meinen Worten gerade bei dieser stillen, friedlichen Seite des Schullebens länger verweile.

I. Ein großer Grieche sprach einst von dem Leben der Frauen das bedeutungsvolle Wort: daß es um so vorzüglicher sei, je weniger es von sich reden mache im Lobe wie im Tadel. Dieses Wort möchte ich in Anwendung bringen

auf das Leben der Schule im Laufe des Schuljahres, d. h. im Verlaufe derjenigen Zeit, wo sie keine besondere Veranlassung hat, mit ihrem Thun und Wirken vor die Oeffentlichkeit zu treten. Ja, das Leben der Schule ist in Wahrheit ein stilles, häusliches, mütterliches, und sie kann sich Glück wünschen, wenn es ihr gelingt, keinen Anlaß zu öffentlichem Gerede zu bieten. Denn was ist es zumeist, was die Schule zum Augenmerk der Oeffentlichkeit, zum Gegenstande des Geredes macht? Nicht sind es die Mühen und Beschwerden, die sie übet und duldet für das Gedeihen ihrer geistigen Kinder; nicht ist es die Thätigkeit und Pflege, die sie in den geschlossenen Räumen der Schulzimmer immer aufs neue beginnet und durchführet; nicht ist es die Sorge, womit sie auch außerhalb ihres Wohnhauses den Pfleglingen nachgehet und sie überall mit unsichtbarem Bande leiten möchte; nicht ist es all das Gute und Schöne, wofür sie unablässig bemühet ist — sondern meist sind es solche Erscheinungen, die sie selbst zu verabscheuen und zu bessern, zu rügen und zu bestrafen hat; es sind Gebrechen und Mängel, es sind Fehltritte und Ungebührlichkeiten von Seiten der Zöglinge, wodurch die Schule zum Gespräche der Oeffentlichkeit wird! Ja, was hat der Schüler selbst meistens daheim zu erzählen, wenn es ihn drängt, oder wenn er aufgefordert wird, über die Erlebnisse während der Schulstunden zu berichten? Etwa die Freude des gewonnenen Fortschrittes, die Lust an den neu erschlossenen Kenntnissen? die Zufriedenheit der Lehrer und die Zucht und Aufmerksamkeit der Mitschüler? Immerhin mag auch dergleichen zur Sprache kommen; aber es ist wie Festtagsklang, der selten angestimmt wird; der gewöhnliche Schall in solchen Gesprächen enthält Mißtöne, bewegt sich in Disharmonieen, wie sie die Schule selber nicht mag, sondern die zu verhüten und zu beseitigen sie als ihre Aufgabe erkennt. — Und wiederum, von Seiten der Eltern und

Angehörigen — wann haben oder nehmen sie zumeist Veranlassung, sich mit der Schule in unmittelbaren Verkehr und Rapport zu setzen? etwa dann, wann ihr Kind freudig zur Schule hingeht und mit heiterm Blick und Sinn zurückkehrt? wann es mit Lust seine Arbeiten verrichtet und mit Liebe von Lehrern und Mitschülern spricht? etwa dann, wann es mit Jubel ein Zeugniß des Lobes, einen Preis seiner Strebsamkeit überreicht hat? O gewiß nicht! wir wissen es alle, daß jener unmittelbare Rapport zwischen Schule und Eltern zumeist durch Klage und Beschwerde herbeigeführt wird, gewöhnlich durch solche Schüler, die der Schule Schmuck und Freude eben nicht sind, und denen sie wahrlich keinen Dank schuldet, daß sie in Verhandlungen nach außen, in Verbindung mit der Oeffentlichkeit durch sie gebracht worden. — Dagegen wenn Alles seinen geregelten, von der Schule selbst gewünschten Gang geht; wenn der Schüler, wie der Tag dem Tage, die Stunde der Stunde folgt, so seine Arbeit der Arbeit folgen läßt; wenn weder der Einzelne in den Kreis seiner Familie die Spuren von Zerwürfniß mit den Forderungen der Schule zurückbringt, noch die Gesammtheit der Zöglinge vor den Augen der Oeffentlichkeit Staub aufregt, den die Schule selber nicht will; kurz, wenn die Schule, harmonisch in ihrem Innern, zugleich in Zucht und Fortschritt ihrer Zöglinge diejenige Harmonie erreicht und bewahrt, die der Gegenstand ihrer Bemühungen ist: dann ist sie für die Oeffentlichkeit gleichsam außerhalb der Welt; dann steht ihr Gebäude eben nur als Gebäude da, wo in geschlossenen Räumen während gewisser Stunden des Tages die Jugend ihren Aufenthalt nimmt; wohin sie geschickt wird und von wo sie zurückkehrt. Ja, die Schüler selbst, wenn sie so sind, wie sie nach unserer Anforderung sein sollen, bilden kein Augenmerk für die Oeffentlichkeit; sind sie ja ausgeschlossen von allem, was sie bemerkbar machen könnte; sollen sie ja nur der

stillen geistigen Thätigkeit leben, nur der Schule und dem häuslichen Fleiße angehören, und in allem Uebrigen sich in solchen Formen bewegen, die nirgend Aufsehen machen, sondern sie mit verschwindender Zurückgezogenheit und Bescheidenheit umschließen. Edle Zurückgezogenheit aber und Bescheidenheit geben keinen Stoff zu öffentlichem Gerede.

Und wenn es denn wahr ist, daß die Schule im geregelten Gange ihres Lebens und Wirkens so still und unbeachtet dasteht: — soll damit eine Ungerechtigkeit gezeichnet werden, die an ihr verübt werde? eine Mißachtung ihrer hohen Aufgabe, eine Verkennung ihrer tief in's Leben eingreifenden Wirksamkeit? Gewiß nicht! Im Gegentheil; es ist eben die Natur der Schule, im Stillen zu walten; es ist ihre weibliche, ihre mütterliche Natur, die sie abschließt von dem großen Weltgetümmel und ihr in stillen häuslichen Räumen ihre Thätigkeit anweiset. — Und welches ist diese mütterliche Thätigkeit, welche die Schule übernimmt und unablässig zu üben hat? Es ist eine doppelte:

Es ist *erstens* die Pflege des Ewigen, des Bleibenden, des reinen Menschlichen und des heilig Göttlichen im Menschen; es ist die Pflege der Sitte, der Zucht und der Ordnung, ohne die es keine Grundlage gibt für die Thatkraft des Einzelnen, wie für das Gedeihen der Völker; es ist die Aussaat von Keimen, die das ganze Leben hindurch zu ranken und zu umschlingen haben, um vor einsamer Verödung und Verdorrung zu schützen; es ist die lebendige Einpflanzung alles dessen, was dem Leben Halt und Form geben kann; ist die Festsetzung der höchsten und sichersten Haltpunkte im Glauben und Wissen, Hoffen und Streben; ist in Wahrheit die ununterbrochene Verknüpfung zwischen Leib und Seele, zwischen Göttlichem und Menschlichem. Und wenn die Mutter, von der Wiege an, das Kind in allem, was dem Menschen als Menschen zukommt, unablässig übet und lehret — was

thut die Schule anders, als unabänderlich festhalten an denjenigen Kenntnissen und Wissenschaften, durch die sie den Geist als solchen gehen und stehen lehrt, ihn am sichersten zu bilden und zu kräftigen, seine Fähigkeiten zu wecken und zu bereichern, seine Thätigkeit zu beleben und zu gestalten glaubt. Daher fragt sie nicht nach dem Besondern, was der Einzelne dereinst in seinem Berufe zu verwenden und zu verwerthen hat; sie hält die Gesammtheit der Zöglinge und den ganzen Zögling im Auge, und nähret und pfleget ihn nach den Normen, die sie in ihrem Wesen trägt; lehrt die Regeln der Grammatik von Sprachen, die nicht mehr gesprochen werden, und entwickelt mathematische Formeln, die im Leben nie und nimmer wieder zum Vorschein kommen.

Das ist die mütterliche Seite der Schule, insofern sie das Bleibende, das Ewige vertritt, das Unerläßliche und Allgemeine, insofern sie, wie der Dichter von den Frauen sagt, „wachsam nähret das ewige Feuer schöner Gefühle mit heiliger Hand". — Aber ist darum einförmig, starr und gezwungen ihr Leben und Walten? Nichts weniger, als das! Recht wie die Mutter hat sie zweitens jeden Augenblick Wechsel und Wandel vor sich; hat in ihrem umschlossenen Kreise Welle auf Welle zu schauen, Fäden an Fäden zu knüpfen, Blumen und Dornen zu scheiden; muß richten und schlichten, sinnen und sorgen, eilen und weilen; muß in demselben Grade in die Tiefen des Manchfaltigen steigen, wie die heilige Sphäre, die sich über ihr wölbt, so einheitlich und einfach, weil so wahr und so göttlich, ist. Da ist kein Tag wie der andere, keine Stunde wie die vergangene; immer muß dem Augenblick begegnet, immer dem Moment Entscheidung gegeben werden. Wohl hat der Tag seine bestimmten Stunden, der Schüler seine bestimmten Aufgaben, der Lehrer seine bestimmten Obliegenheiten; aber keine Ahnung hat der, welcher draußen steht, von dem Reichthum der kleinen

Welt, die von der Schule umschlossen wird; von dem geistigen und sittlichen Wogen und Wallen in ihr; von dem Steigen und Sinken, von dem Drängen und Hemmen, das zu beherrschen und zu lenken ist; keine Ahnung von dem vielen Sorgen und Sinnen, Hoffen und Fürchten, von dem Süßen und Bittern, das sich dort durchschlinget; ebensowenig Ahnung, wie der Uneingeweihete die kleine Welt begreift, die die wahre Mutter im Kreise ihrer Kinder zu beherrschen und zu gestalten hat. Da weiß nur der Dichter bezeichnende Worte zu geben, wenn er singt:

Aber, zufrieden mit stillerem Ruhme,
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß;
Freier in ihrem gebundenen Wirken,
Reicher, als er, in des Wissens Bezirken
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Und von demselben Dichter sind uns willkommen die Worte, wodurch das Geheimniß gezeichnet wird, welches all dieses bunte wechselvolle Schaffen und Sinnen zu seelenvoller Einheit verbindet, und wodurch nicht minder gezeichnet wird das Geheimniß der Freude, die einer solchen Thätigkeit Würze und Kraft der Erneuerung verleihet — die Worte, die er dem weiblichen Ideale spendet und dadurch zugleich der wahren Lehrthätigkeit in dem Bilde, worin wir sie hier betrachten:

Was du auch gibst, stets gibst du dich ganz, du bist ewig nur Eines;
Auch dein zartester Laut ist dein harmonisches Selbst.
Hier ist ewige Jugend bei niemals versiegender Fülle,
Und mit der Blume zugleich brichst du die goldene Frucht.

Das ist das Stillleben der Schule im Laufe des Schuljahres; das ist jene weiblich-mütterliche Seite, worauf ich das Wort des großen Griechen bezog, das er vom Leben der Frauen aussprach: daß es um so vorzüglicher sei, je weniger

es von sich reden mache, im Lobe wie im Tadel. Ja auch im Lobe! Wie bei den Frauen, so sind es auch bei der Schule nur zu leicht bloße Scheinvorzüge, die in's Auge fallen und sich vor der Oeffentlichkeit bemerkbar machen; es sind prangende Tulpen ohne Duft, Seifenblasen ohne Gehalt, Versprechungen ohne Erfüllung, Ankündigungen ohne Wahrheit. Still gediegenes Wirken sei unsere Lust; still gedeihendes Fortschreiten eure Aufgabe, ihr Schüler! Und euer Betragen, eure Führung und Haltung sei eine solche, daß ihr gleichsam verschwindet vor den öffentlichen Augen, wie die Veilchen, die im Verborgenen ihren Werth entfalten. Denn, noch einmal! Glückwünschen darf sich eine Schule, wenn sie nicht leicht, weder durch sich selbst, noch durch ihre Kinder, das Gerede der Oeffentlichkeit herausfordert; dann ist auch am reinsten und wahrsten die Anerkennung, die ihr da, wo ihrer gedacht wird, ebenso gern und willig gespendet wird, wie der Frau und Mutter die hohe Achtung nicht versagt wird, die sie in der Stille der häuslichen Zurückgezogenheit, recht ohne es zu wollen, so rein verdient.

II. Dieses stille, ebenso manchfaltige, als immer im Wesen sich gleiche, mütterlich-häusliche Leben der Schule wird nur zuweilen unterbrochen durch Akte, wo es ihre Pflicht ist, hervorzutreten. Es sind das gleichsam Besuche, die sie empfängt; es sind Einladungen, die sie an ihre Freunde ergehen läßt. Und dann freuet sie sich des Besuches, und bemühet sich, auch die Besuchenden zu erfreuen; dann hat sie mit Herzlichkeit ihre Einladung ergehen lassen, und grüßet und heißet willkommen, wenn zahlreich ihrer Einladung willfahrt wird. Dann aber gedenkt sie auch in ihrer mütterlichen Natur vor allem jener Mutter, die, als sie ihre Kleinodien zeigen sollte, ihre Kinder vorführte und sprach: „Das sind meine Kleinodien, das meine Perlen und Geschmeide.“ So findet auch die Schule ihren höchsten, ihren einzigen Schmuck in

ihren geistigen Kindern, in ihren Zöglingen; sie gibt sich nie selbst, sondern führt sich nur in ihren Kindern vor; in ihnen genießt sie ihre Ehre und ihre Freude. Für sie ja ist all ihr Sorgen und Sinnen; in ihnen hat sie ihr Dasein und ihren Bestand; und was sie scheinbar suchet oder wünschet zu eigenem Schmuck, es ist doch alles nur für ihre Kinder; nur für ihre Zöglinge schmücket sie sich, um in diesen ihren eigenen wahren Schmuck zu finden. Wünschet die Schule ein stattliches Haus, das schon in seinem Aeußeren verkünde die Würdigkeit dessen, wofür es bestimmt ist: so wünschet sie es nicht für sich, sondern für ihre Zöglinge, damit sich dieselben gehoben fühlen durch die Achtung, die man dem Geiste erweiset, bei dem sie tagtäglich zu Gaste sind; es ist der Geist der Wissenschaft und der guten Sitte, der da wohnet und wohnen soll in den Gebäuden, die der Schule bestimmt sind; und das Maß der Achtung, das man in Stadt und Land diesem Geiste zollet, offenbart sich in dem Gebäude, das man seiner Pflege anweiset. — Wünschet die Schule im Innern ihres Hauses helle, freundliche, wohlbestellte Räume und in diesen Räumen gefällige, würdige Ausstattung und Geräthschaft: sie wünschet es nicht für sich, sondern für die Zöglinge, damit sie fortwährend getragen werden von dem Geiste der Ordnung und des Anstandes, und der innere Sinn sich hell und frei dem Geistigen öffne, wie der äußere Blick nichts Abstoßendes findet in der Umgebung. — Bereichert und schmückt sich die Schule mit Bibliotheken und Cabinetten, mit Karten und Gebilden: sie thut es nicht für sich, sondern für die Zöglinge, damit reicher und manchfaltiger die Zierde sei, womit sie ihre Kinder belebt, kräftiger und labender die Quellen fließen, aus denen sie die Bächlein herüberleitet in die Gärten, die sie in ihren Zöglingen zu pflegen hat. Diese sind ihr Augenmerk; sie sind ihre Kleinodien, die sie, wie jene Mutter, vorführt an den Tagen der Einladung

und des freundlichen Besuches. Solch einen Tag feiern wir heute; mit solchen Tagen schließet die Schule ihr Jahr ab. Und so haben auch wir unsere Zöglinge vorgeführt in verschiedener Weise — und gewiß mit dem Wunsche, auf sie hinweisen zu können als unsern Schmuck und unser Geschmeide. Möge jeder Schüler sich selbst sagen, ob er ein Blümchen im Kranze, eine Perle an der Schnur sei. Wir haben sie vorgeführt:

1. in den öffentlichen Prüfungen. Dank allen denen, die sie mit ihrer Gegenwart beehrt haben! Es sind diese Prüfungen nicht um der Schüler willen da; noch weniger für die Lehrer. Die Lehrer kennen ihre Schüler, wissen genau ihre Mängel und Vorzüge; und die Geheimprüfungen bieten Gelegenheit genug, um auch den einzelnen Schüler seine Stellung fühlen zu lassen. Die öffentlichen Prüfungen sind lediglich für das Publikum da, nicht bloß für die Eltern und Angehörigen der Schüler, sondern in vorzüglichem Grade für alle Freunde und Vertreter der geistigen Bildung, und ihre Bedeutung würde aufhören, wenn die Theilnahme verschwände; ja sie würden geradezu bedenklich werden, wenn die Theilnahmlosigkeit bei den Schülern eine Geringschätzung ihrer eigenen Bestrebungen erwecken könnte, während würdige Betheiligung für Lehrer und Schüler erhebend und belebend ist. Es sollen ja die öffentlichen Prüfungen einen offenen Blick gewähren in alles das, was in der häuslichen Stille während des Schuljahres, wenn auch nicht bei allen Schülern erreicht, doch unabläßig geübt und erstrebt wird, und sollen denen, die so gerne über Schulen und Schulleistungen sprechen und schreiben, Gelegenheit bieten, erst zu schauen, was da geleistet und gewollt wird, ehe sie darüber schreiben und sprechen. — Wir haben sodann:

2. unsere Schüler heute der so zahlreichen und hochansehnlichen Versammlung vorgeführt mit Gesang und Vor-

trägen. Mit Gesang haben wir begonnen, mit Gesang das Weitere durchschlungen; nicht als sollten solche Gesangesproben durch sich selbst einen hohen Kunstgenuß bereiten; ja, thäten sie es wirklich — mehr doch soll auch dann hindurchklingen, daß es eine zusammengehörende Jugend, eine derselben geistigen Mutter angehörende Kinderschaar ist, die ihren festlichen Besuch hier mit der herzentquellenden und herzsuchenden Sprache der Harmonie begrüßet. — Und die Vorträge der Schüler, die Sie vernommen, sie sind nicht deklamatorisches Schaugepränge; wir wollen nicht wetteifern mit theatralischer Virtuosität; selbst eine mit erröthender Verlegenheit begleitete Stockung und Verwirrung thut dem Geiste keinen Abbruch, der seine Flügel hier ausgebreitet hält. Nicht mit Selbstbewußtsein, sondern mit Selbstüberwindung treten die Gewählten hervor und bringen der festlichen Versammlung ihre Spenden. Und wenn wir in so verschiedenen, auf das Verständniß der Hörer zum Theil kaum Anspruch machenden Sprachen unsere Jugend haben reden lassen, so ist dadurch allerdings ein Panorama vorgeführt von der Reihe der Sprachen, zu deren Erlernung unsere Anstalt Gelegenheit bietet; aber mehr doch möge, selbst bei den unverstandenen Vorträgen, jener Geist hindurchklingen, der die Völker der verschiedenen Zungen in der Einigkeit versammelt: der Geist der göttlichen und menschlichen Tugenden, der Geist des Glaubens und der sittlichen Reinheit; denn was diesem Geiste widerspricht oder nicht vereinbar mit ihm ist durch richtige Würdigung, das gilt uns als Gift und ist ausgeschlossen von den Blumen und Früchten, die aus so verschiedenen Geisteswerken unserer Jugend zugeführt werden zu ihrer Belebung und Kräftigung, damit sie selbst fähig werde, geistige Blumen und Früchte zu schaffen, wie auch dafür heute Versuche von dieser Stelle herab in eigenen Arbeiten sich entfaltet haben. — Wir werden heute ferner:

3. unsere Schüler vorführen in namhafter Aufzählung derer, welche sich vorzugsweise bestrebt haben, der Anstalt zur Zierde zu gereichen. Oeffentlich ein Zeichen ihres Strebens, einen Preis zu empfangen, werden manche hier heraantreten. Freilich erfreut sich ihrer die Schule, und gibt ihnen gerne die Ehre, die heute ihrer wartet; aber sie blicket darum nicht mit Mißfallen auf alle diejenigen, deren Namen heute nicht vor der Versammlung verkündet werden. Es können ja immer nur wenige sein, an welche diese öffentliche Auszeichnung ertheilt wird, und der Abstand zwischen den öffentlich Genannten und den Nächstkommenden ist oft nur ein sehr geringer. Ueberdies aber sind die Kräfte und Fähigkeiten verschieden, und es gibt manchfache Bedingungen, an welche sich das Maß der Fortschritte und Kenntnisse bindet. Wer treu und willig auf dem Wege gewandelt, den die Schule gewiesen, den rechnet sie mit zu ihrer Zierde, wenn er auch heute nicht mit öffentlicher Ehre gezeichnet wird. Und deren sind viele. Ueberhaupt können wir sagen, daß es immer nur wenige sind, welche von der Schule als eigentlich unliebsame Schüler bezeichnet werden müssen; es sind nur Einzelne in einzelnen Klassen. Es möge das scharf bemerkt werden von denen, die es trifft; die Schüler selbst wissen es am besten, und wissen auch, was für eine Last und was für eine Makel sie bilden. — Wir werden endlich:

4. unsere Schüler heute vorführen in denjenigen, welche nunmehr das Mutterhaus der Schule verlassen, aus ihrer unmittelbaren Pflege und Leitung scheiden, um selbständig ihre Wege zu suchen, für die also jener Zeitpunkt gekommen, den ohne Zweifel auch jene römische Mutter, die ihre Kinder als ihre Kleinodien vorführte, vor Augen hatte, als sie allem Glanze, der ihr so reichlich offenstand, entsagte, um nur für ihre Söhne zu leben, bis dieselben reif seien, selbständig die Bahn des Oeffentlichen zu betreten. Ja, geliebte Abitu-

rienten, wem gegenüber könnte ich heute im Namen der Schule mehr mich gedrängt fühlen, in dem Bilde zu verharren, in welchem ich mich heute bewegt habe, als euch gegenüber? Wem könnte die Schule als Mutter dringlicher heute zurufen: Seid und bleibet, und werdet immer mehr unser Schmuck und unsre Zierde! — O, ihr ahnet es kaum, wie sehr ihr Kinder der Schule seid, welche Bande euch mit ihr verschlungen halten! Wandert hin in die Fremde — die Bilder des Gymnasiallebens werden mit euch wandern. Finde jeder neue Freunde und Genossen, — ihr als Mitschüler vom Gymnasium her werdet bis in's späteste Leben euch nahestehen, seid gleichsam geistig „mitgeborene Gespielen," redet wahrhaft ein geschwisterliches, brüderliches „Du" mit einander. Es werden Stunden kommen in der Einsamkeit, wo euch ein Heimweh nach der Schule umflüstern wird, ein Verlangen nach jenen Räumen, in denen ihr die reinsten Jahre des Lebens und die frischesten Freuden der Thätigkeit genossen habt. Aber auch in den bewegtesten Kreisen der geselligen Heiterkeit, ja in den spätesten Jahren des ernsten männlichen Wirkens werden die Gespräche sich wiederfinden in den Erinnerungen an die Schule. — Und nicht minder hält die Schule ihrerseits an euch als ihren Kindern fest. Wo und wie sie von euch hört, sie rechnet euch zu den ihrigen. Wohl mag mancher Name eine zeitlang niedertauchen; aber sobald seiner gedacht wird, spricht die Schule: es war unser Schüler. Steiget so hoch, als Gott es euch gefügt hat, — je höher ihr steiget in Wirksamkeit und Achtung, desto frohlockender rufet die Schule: das war unser Schüler; er ist unser Schmuck und unsre Ehre! Und je tiefer ihr sinket durch Untreue gegen die mütterliche Pflege der Schule, desto inniger und schmerzlicher seufzet sie: „Ach, das war unser Kind!" Darum rufe ich heute euch zu: Seid und bleibet, und werdet immer mehr der Schmuck unserer Schule!

Wie aber könnet ihr auch fernerhin ein Schmuck der Schule bleiben und werden? Es liegt mir ferne, euch heute dafür die Wege zu weisen; war ja die gesammte Pflege, die wir euch bis heute angethan haben, nur Wegweisung, Belehrung und Kräftigung für das fernere Leben! Aber hinweisen möchte ich euch darauf, daß ihr selbst in diesen heißen Tagen, in heißen Stunden, die Obliegenheit gehabt habet, euch diese Wege vorzuzeichnen, in Thematen, die man eben nicht leicht wieder vergißt; ich meine die schriftlichen Aufsätze für die Maturitätsprüfung. Ihr habet in lateinischer Sprache, in der felsenfesten, geheiligten römischen Sprache geschrieben: De majorum memoria pie colenda, zunächst also über die Pietät im Andenken an die Vorfahren. Aber wer sind solche Vorfahren? es sind nicht bloß vaterländische Vorfahren; es sind zugleich die Vorfahren in dem großen Mutterhause der Religion! Und es sind nicht bloß die majores aus alter grauer Zeit, sondern eure nächsten majores sind eure Eltern und Erzieher, eure Lehrer und Vorgesetzten. Und der Maximus majorum, wer ist es anders als Gott, Deus Optimus Maximus. Andenken und Pietät gegen alle diese, das ist der sicherste Schutz gegen Abwege und Erniedrigung, und ist zugleich der beste Sporn zu dem zweiten Wege, den ihr in der edlen Sprache der beharrlich strebsamen deutschen Eichennatur gezeichnet habt, in dem Thema: „Endloses Streben ist alleiniges Leben.“ Wer strebt, der lebt, und schreitet vorwärts auf dem Wege, den er betreten; und wer endlos strebt, mit klarem Bewußtsein endlos strebt, der kann nur streben nach einem Ziele in der Ewigkeit, nach dem ewigen Leben. Vom Strebenden singt beim Dichter die Geisterwelt: „Wer immer strebend sich bemüht, Den können wir erlösen.“ Darum rufe jeder sich selbst immer in's Herz hinein: „O bleib' im Streben, liebe, liebe Seele! Halt' ausgespannt und rege deine Flügel!“ — Und endlich das dritte Thema, welches ihr,

bedeutsam genug, in der leicht hinwallenden Sprache eines Nachbarvolkes behandelt habt — es versetzt in eine Lebenslage, in die wir in der Wirklichkeit euch gewiß nie versetzt wissen möchten, weil ihr nur dadurch hinein versetzt werdet, wenn ihr die beiden andern, die rechten Wege, verlasset. Aber sollte es eintreten, sollte einer von euch jemals den Weg des Rechten verloren haben, dann möge aus diesen Tagen seiner Jugend ihm mächtig das Wort in die Seele dringen: „Celui qui ajourne sa correction, méprise son âme"; Wer seine Besserung verschiebt, der verachtet seine Seele — sein Bestes, sein Ewiges! Und kehrt er zurück und beschleunigt seine Besserung, so wird auch die Schule, wie eine Mutter, ihn freudig mit den Armen des Andenkens umfangen und ihn wieder rechnen zu ihrem Schmuck und ihrer Zierde.

So also rufet euch die Schule zu: Seid und bleibet, und werdet unser Schmuck! Aber nicht bloß die Schule! Mit dem Zuruf der Schule vereinigen sich heute noch andere, gar heilige, liebe Stimmen, die in die Seele dringen, solange sie noch Heiliges und Liebes bewahrt. Es vereiniget sich mit der Schule der Zuruf eurer Eltern und Geschwister, eurer Verwandten und Angehörigen. Sie alle haben auf euch und eure Zukunft ihre Augen gerichtet; an euch hangen so manche schöne Hoffnungen und Wünsche; an euch aber auch so manche Befürchtungen. Mit sorgenvollem Herzen wird euch Vater und Mutter scheiden sehen von ihrer hütenden Seite. O, lasse jeder sich nachklingen von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester: „Sei und werde unser Schmuck und unsre Perle, eine Zierde deiner Familie!"

So lebet wohl! Und nun tretet heran und empfanget den Geleitsbrief, der euch aus dem bisherigen Kreise eurer Thätigkeit entläßt, aber auch neuer Thätigkeit und neuen Pflichten entgegenführt.

III.

Die Gymnasialbildung nach ihrem Endziel im Wissen und Wollen.

1862.

Es ist der Abschluß eines Schuljahres, welchem das Gymnasium die heutige Festlichkeit widmet. Nachdem die Anstalt in den voraufgehenden Tagen durch die öffentlichen Prüfungen gerne dem Publikum einen Blick in ihre Bestrebungen geöffnet und sich dabei über jede Theilnahme gefreuet hat, die denselben erwiesen wurde: hat sie die heutige Feier eingerichtet, um denjenigen ihrer Zöglinge, welche das Endziel der Gymnasialstudien in genügender Weise erreicht haben, öffentlich das Zeugniß der Reife zu übergeben, und um den noch bleibenden Schülern zu weiterem Fortschreiten eine ermunternde Bewegung dadurch zu schaffen, daß die Tüchtigkeit der Leistungen öffentlich durch Preise ihre Anerkennung findet. Mit Gesang, Declamationen und Vorträgen haben wir die zahlreiche, hochansehnliche Versammlung dankbar begrüßen, aber zugleich auch die geistige Atmosphäre um sie ausbreiten wollen, in der sich unsere Jugend bewegt. Indem nun ich diese Stelle betrete, ist es meine Aufgabe, jenen Akt der öffentlichen Ernte mit einigen Worten einzuleiten und dann das Schuljahr zu beschließen. Wohl liegt es in der Natur des Tages, als Abschlußtages für ein vollbrachtes Lebensjahr der Anstalt, den Blick rückwärts zu wenden auf das, was das hingegangene Jahr gebracht und mit sich genommen, zumal wenn dessen so Vieles und so Bedeutsames ist, als diesmal dem rückwärts schauenden Blicke sich entgegendrängt; aber es sind darunter auch Bilder der Trauer und Wehmuth, Bilder des Unwiederbringlichen und Unerforschlichen, die aus dem Kreise der Lehrer wie der

Schüler hervortreten; und bei solchen zu verweilen, dürfte dem Charakter des heutigen Festes weniger entsprechen. Wenn ich aber dennoch daran erinnert habe, so soll das ein Hinweis sein auf das lebendige Band, durch welches sich die Anstalt auch mit den Geschiedenen und Heimgegangenen ihrer Lehrer und Schüler umschlungen fühlt, und möge als Zeichen erkannt werden, wie gerne wir von dieser Stelle aus am Schlusse des Jahres Denen einen Nachruf widmeten, die es mit uns begonnen, aber nach höherem Rathschlusse es nicht vollendet haben.

Und so denn absehend von den Veränderungen, die das Jahr gebracht hat und worüber das ausgegebene Programm die entsprechenden Mittheilungen bietet, wollen wir, wie in den vorhergehenden Jahren, diese Gelegenheit benutzen, irgend einem allgemeineren Gesichtspunkte für die Auffassung der Gymnasialbildung einige Erörterungen zuzuwenden. Habe ich nun im ersten Jahre, anknüpfend an die vielbewegte Bauthätigkeit, welche damals die Gymnasialräume erfüllte, den Gymnasialcursus unter dem Bilde eines geistigen Aufbauens darzustellen gesucht, und sodann im vorigen Jahre, wo das Innere der Gymnasialräume wieder wohnlich und heimisch für geistigen Haushalt geworden, das Wirken der Schule als ein häusliches, stilles, mütterliches vorgeführt: so will ich diesmal den Blick auf den Zweck und das Endziel dieses geistigen Bauens und dieses mütterlich stillen Waltens hinlenken; will mit wenigen Zügen ein Gesammtbild Dessen geben, was wir in den Geist und das Herz Derjenigen eingeprägt wissen möchten, die wir als gereift betrachten, um nunmehr selbständig einen höheren Lebensbau und einen innern geistigen Haushalt zu beginnen. Manchfach ist die Form, die sich für Besprechung dieses Gegenstandes entgegendrängt; manchfach auch der Stoff, der dafür ausgewählt und in größerem oder geringerem Maße aufgenommen werden kann.

Doch die Kürze der Zeit drängt zu scharfen Umrissen, ich möchte sagen, zu Hellungen, die aus Schlagschatten heraustreten; und darum will ich weniger beim einzelnen Stofflichen verweilen, als vielmehr ein allgemeines Charakterbild aufstellen, wie wir es durch das geistige Vorarbeiten unserer Schüler, ich will nicht sagen fortwährend mit Bewußtsein erstreben, aber doch am Ende bei unsern besten Zöglingen erreicht zu haben wünschen müssen. Ich habe dafür, selbst auf die Gefahr hin, für den Augenblick mißverstanden zu werden, die Worte gewählt: „Ich weiß, daß ich nichts weiß;“ und: „Ich will, was ich soll.“ — Gewiß haben diese Worte eine sehr umfassende Bedeutung, und sehr wohl lassen sie sich als Wahrheiten entfalten, worin die Natur und die Aufgabe des ganzen Menschen als Mensch sich erschließen; aber das kann hier meine Absicht nicht sein; sondern in nächster Beziehung zum Charakter der Gymnasialstudien, nach Stoff und Form, in nächster Beziehung zur Entlassung von Abiturienten, also in unmittelbarster Anwendung auf unsere heutige Feier möchte ich jener Worte mich bemächtigen. Ja, die Aufgabe des Gymnasiums nach den beiden Richtungen hin, des Unterrichtes und der Erziehung, und somit weiterhin die vollgültige Bedeutung eines Zeugnisses der Reife nach den beiden Beziehungen, des Wissens und des Charakters, möchte ich in jenen Worten bezeichnet und erkannt sehen, und sie in solcher Bedeutung unsern Abiturienten mitgeben auf den fernern Weg des Lebens und des Strebens.

I. Ich weiß, daß ich nichts weiß! Es ist bekannt, wer diese Worte gesprochen; es sprach sie jener Weise, der bei einem weisen, hochgebildeten Volke von dem Gotte der Weisheit als der Weiseste bezeichnet wurde. Sokrates, der mit seinem Wissen und seinem Verstande überall schlagfertig war, so daß er die Spitzen und Führer nach den verschiedensten Richtungen des Wissens und geistigen Könnens in die

Enge drängte, den von Wissenschaft strotzenden Sophisten wie den praktisch durchgebildeten Staatsmann und Feldherrn, den mit verdientem Lorbeer prangenden Dichter, wie den hochgefeierten Künstler, — Sokrates pflegte zu sagen: „Ich weiß nichts, als nur dies, daß ich nichts weiß.“ Und gerade das war seine wahre Weisheit, war diejenige Weisheit, die der Gott meinte, als er ihn den Weisesten Griechenlands nannte, und war diejenige Weisheit, die ihm fortwährend den Namen des Weisesten des Alterthums bewahren und sichern wird. Denn von Denen, die sich weise zu sein dünkten, spricht die ewige, die göttliche Weisheit: „Sie dünkten sich weise und wurden Thoren; φάσκοντες εἶναι σοφοὶ ἐμωράνθησαν.“ Und so ist es auch heute noch. Nicht zwar in den Regionen des Uebernatürlichen, des Höchsten und Ewigen, wonach des Menschen Herz ringet und wohin der edle Sokrates wohl zumeist blickte, wenn er zu aller Errungenschaft seines Wissens und Forschens immer nur seufzte und bekannte: „Ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Nein! im Gegentheil, über das Höchste und Ewige, über das Uebernatürliche, wissen wir gerade das Sicherste und Unantastbarste, wissen es durch Den, der da sagen konnte: „Ich *bin* die Wahrheit; ich bin der *Weg* und das Leben;“ — der da *Glauben* forderte, Glauben an sich, nicht belehrende Unterhaltung und suchenden Platonischen Dialog anknüpfte, nein! der da sagte: „Wir reden, was wir wissen; wer Ohren hat zu hören, der höre!“ — der also nicht ein Geselle und Genosse des Sokrates, nicht eine Art von *zweitem* Sokrates, wozu man ihn wohl hat machen wollen, sondern im Wissen sein hohes Gegentheil war; nicht ein weisester *Schüler* der Weisheit, sondern die Quelle der Weisheit, die Weisheit selbst war; in Sachen der Weisheit also nie und nimmer anders mit Sokrates zusammengestellt werden kann, als in dem schönen, hellleuchtenden und zugleich harmonischen *Gegensatze*, den ihre eigenen beider-

seitigen Aussprüche, ihre eigenen lauten Bekenntnisse über sich selbst enthalten; hier das göttliche, donnernde Wort: „ich bin die Wahrheit," dort das seufzende menschlich weise Geständniß: „ich weiß, daß ich nichts weiß." Glaube man doch diesen ihren beiderseitigen eigenen Aussprüchen, wenn man sie beide für edel und weise halten will; glaubt man ihren Selbstgeständnissen aber nicht, so macht man Denjenigen, dem man nicht glaubt, zu einem Lügner und Schwätzer, und muß nicht nebenher auch noch von Weisheit bei ihm sprechen wollen. Denn Lügner und Schwätzer sind die erbärmlichsten Thoren.

Doch lassen wir das Uebernatürliche, wohin nun einmal, wie schon des Sokrates weisester Schüler sprach, ohne herabsteigende Mittheilung von Oben kein Sterblicher zu dringen vermag — auch dem irdischen, natürlichen Wissen gegenüber, jenem Wissen, das sich so leicht aufbläht und sich dünkt ein wahres, umfassendes Wissen zu sein — auch ihm gegenüber gilt das Wort des Sokrates: „Ich weiß, daß ich nichts weiß;" galt zu jeder Zeit und gilt heutzutage wohl mehr, als jemals. Denn es hält schwer, Zeiten zu finden, wo das Wissen oder vielmehr das Wissenwollen einen solchen Bereich der Herrschaft behauptete, wie in unsern Tagen; wo so, wie heute, Jeder über Jedes wissen und lernen soll; wo so in die Hütten hinein jene Werke und Blätter des sogenannten Wissenswürdigsten aus allen möglichen Wissenschaften und Unwissenschaften hineingetragen werden; wo es so fast dem guten Tone und den Anforderungen der Bildung entgegen ist, zu bekennen: „ich weiß davon nichts; ich habe dieses und jenes Aufsehen erregende Buch nicht gelesen; kenne diese und jene Oper, dieses und jenes Schauspiel nicht; weiß nicht den chemischen Gehalt des Kochsalzes und der Luft, die ich einathme;" wo es also für gewisse Zwecke allerdings sehr klug gethan ist, mit sogenannten Conversationslexicis den Anfor-

derungen der Conversation zu Diensten zu kommen! Wie soll man sich retten gegen diese andringenden Wogen der Wissensforderungen? Wie soll man oben bleiben in dem Getümmel der Tagesfragen und Gesellschaftsdebatten? wie soll man bestehen vor dem schimmernden und schillernden Geschäume des Wissens und des Wissenwollens, das uns von allen Seiten umtobet oder auch mit zarten Stimmen umflüstert? Der Zauberspruch dagegen ist: „Ich weiß, daß ich nichts weiß!“ — Soll das aber heißen: „Ich weiß nichts und mag nichts wissen; ich habe nichts gelernt, und will nichts lernen“? O gewiß nicht! im Gegentheil; wer dieses Wort: „ich weiß, daß ich nichts weiß,“ nicht als bloße Phrase, sondern mit Verständniß und Bewußtsein, mit Grund und Fug, kurz als vernünftiger Mensch von sich aussagen will, der muß ja in Wahrheit schon wissen; er sagt ja nicht: „ich weiß nichts,“ sondern: ich weiß, daß ich nichts weiß; und um dieses Wissen zu besitzen, muß man schon gehörig gelernt haben, muß schon vielfach in geistige Schachten hinabgestiegen und an Adern edlen Erzes herumgeführt sein. Der Schulknabe kennt noch ein „ausgelernt,“ ein „ausstudirt haben;“ der Tageswisser geberdet sich, als gäbe es nichts in der Welt, worüber er nicht mitsprechen und aburtheilen könne; wo man aber einem Manne begegnet, dem man, ich möchte sagen, schon in seinen Gesichtszügen anzusehen glaubt, daß er wahrhaft fähig ist, von sich auszusagen: „ich weiß, daß ich nichts weiß“: da können wir sicher sein, daß wir ihm zu gleicher Zeit ein reiches und würdiges Wissen zutrauen, und wir werden ihm sofort mit ganz andern, mit achtungsvolleren Augen begegnen, als jenen flachen oder keck zugespitzten Blicken, die auf die eigenen Wortströmungen ihres Wissens herabglänzen.

Was anders also sagt jenes Wort: „Ich weiß, daß ich nichts weiß,“ als: ich habe gelernt, wie viel es zu

wissen gibt, und wie wenig der Mensch es vermag, wahrhaft zu wissen, vieles zu wissen, gründlich zu wissen. Und was anders gebietet dieses Wort, als: willst du kein thörichtes Blatt sein, das auf den Wogen des Wissens, schimmernd befeuchtet, dahingetragen wird und sich einbildet selber eine glänzende Welle zu sein; oder: willst du nicht verschlungen werden von den Wogen des Wissens, indem du selber glaubst, sie verschlingen und in deinen Geist aufnehmen zu können: so rette dich in die Gründlichkeit! beschränke das, was du lernst, aber lerne es gründlich! Wer kennt nicht das gebrandmarkte Wort „Halbwisser"! es ist das Elend unserer Zeit. Und der Zwillingsbruder des Halbwissers ist der Vielwisser; denn das Vielwissen ist selten etwas anderes, als ein Vielwissenwollen, oder ein einseitiges Zusammenraffen aus Büchern, die gerade zur Hand kommen oder im Tagesruf sind. Wohl hat es geistige Größen gegeben und wird ihrer auch fernerhin geben, deren riesenhaftes Wissen gleichsam mit Titanenarmen um sich griff und mit sicherer Hand hier und dort die Früchte nahm, wie es sie bedurfte; aber seien wir versichert, daß solche Größen auch immer die demüthigsten Geständnisse über den Werth und den Umfang ihres Wissens gemacht haben und machen werden. Denn die Frucht des wahren Wissens ist Bescheidenheit. Nur ein Sokrates spricht: ich weiß, daß ich nichts weiß. Jene Vielwisser und Halbwisser aber, die mit den kleinen Aermchen ihres Geistes überall um sich tappen und um sich schlagen, und doch kaum das Nächstliegende mit Sicherheit zu fassen und zu halten wissen, sie verhalten sich umgekehrt zu dem Sokratischen Worte. Dort hieß es: ich weiß, daß ich nichts weiß", und das war die Frucht eines tüchtigen Wissens; hier heißt es: „ich weiß, daß ich viel weiß", und das ist die Frucht des Nichtwissens; sie sollten lieber seufzen: „ach, ich weiß nicht einmal, daß ich so wenig, so gar nichts weiß!"

Aber sich einbilden, zu wissen, und dabei reden und handeln, als wisse man wirklich, das kann nur ein Quell, ein Strom für das furchtbare Reich der Unwahrheit werden, kann nur Verwirrung und Verwicklung, Verkennung und Verdächtigung, und im weiteren Verfolge, wenn es sich um ernste oder heilige Lebensfragen handelt, nur Spaltung und Verhärtung, Haß und Verfolgung mit sich führen. O wollte sich jeder nur erst wahrhaft belehren lassen über den wirklichen jedesmaligen Sachverhalt, sich erst gründlich erkundigen nach demjenigen, um was es sich handelt, ehe er den Schaum seines Wissens ausspritzet und die Hände seiner Unwissenheit ausrecket: wie manches Reine würde unbesudelt, wie manches Edle unverstümmelt, wie manches Heilige unangetastet bleiben! Wie Vieles, wie Großes, wie unendlich Werthvolles gibt es, was da immer nur rufet und ladet: „Komme doch zu mir und lerne mich kennen! kännteſt du mich, du würdest mir anhangen und mich jubelnd umfangen.“ Mußte und muß ja selbst die ewige Wahrheit so rufen und laden: „Kommet doch zu mir, ich will euch erquicken; lernet mich kennen, wahrhaft kennen durch Befolgung meiner Lehre, so werdet ihr an mich glauben.“ —

Und diesen Sinn der Jugend einzupflanzen, diesen Sinn der Wahrheit und der Gründlichkeit zu erziehen und zu befestigen: das ist das Wesen dessen, was das Gymnasium durch den Stoff und die Form seines Unterrichts, gleichsam unbewußt, erstrebt und übt. Es stellt seine Abiturienten nie und nimmer als junge Leute dar, die einen Frachtwagen voll Wissens mit in's Leben hineinbringen, womit sie nun sofort wuchern und glänzen könnten; im Gegentheil, es weiß sehr wohl, daß die Frachtladung des Positiven sehr bald zusammensinkt, daß die grammatischen Regeln, die griechischen Vokabeln, die mathematischen Formeln im Leben wenig Anwendung finden und über kurz oder lang nur noch wie Nebelgestalten dem Ge-

dächtniß vorüberziehen werden; aber was es mit der Schärfe der grammatischen Regeln, was es mit der Lectüre der alten Classiker, was es mit den mathematischen Consequenzen und Abstractionen wahrhaft gewollt und erreicht hat, das ist geistige Lebenskraft geworden, und wird walten und wirken, wenn auch der Stoff längst zerronnen ist; und nur schnöder Abfall von dem Geiste des Gymnasiums ist es, wenn im späteren Leben jener Dünkelgeist des Wissens zurückkehrt, und sicherlich dann mit sieben andern bösen Geistern, die noch schlimmer sind, als er, weil es in Wahrheit kein Erkenntnißabfall, sondern ein moralischer Abfall ist. Fragen wir nur die Abiturienten selbst, ob sie sich nach all dem Mühen und Lernen nun wirklich vorkommen, als wüßten sie viel, oder ob sie nicht vielmehr eine wahre Scheu in sich tragen, auf ihr Wissen zu pochen und damit renommiren zu wollen; sicherlich je tüchtiger ein Abiturient ist, desto heller ist ihm schon aufgegangen, welche Abgründe sich in jedem Zweige des Wissens eröffnen, wenn man in Grund und Tiefe dringen will.

Und wodurch erreicht das Gymnasium diesen Charakter seines Endzieles? Es erreicht ihn durch den Stoff und durch die Form seines Unterrichts. Dieses im Einzelnen nachweisen zu wollen, würde zu einer Apologetik der Gymnasialgegenstände und zu einer Methodik des Unterrichts führen. Aber es genügt hier, nur Eines hervorzuheben, das Eine Hochbedeutsame, daß der Gymnasialcursus lang genug ist, um in den verschiedenen Fächern in immer wachsender wissenschaftlicher Form, ohne wesentliche Einwirkung von praktischem Lebensbedarf, so weit vorzugehen, daß sich, ich möchte sagen, die Hallen der eigentlichen wissenschaftlichen Geisteswelt vor dem Blicke eröffnen. Die Religionskenntnisse fangen an, das Gebiet der Theologie zu betreten, auch für Denjenigen, der sich ihr nicht zu widmen gedenkt; und tüchtig ist der Abiturient, der dabei gelernt hat, wie wenig er noch

weiß von der Sternenwelt der Dogmen und der kirchlichen Institutionen, und wie unübersehbar da die Felder sind, nicht der räsonnirenden, sondern der gläubigen, und dabei erst recht und echt vernünftigen, Wissenschaft. — Die Geschichte sodann hat es nicht dabei bewenden lassen, ein Conglomerat von einzelnen Antworten und Zahlen einzuprägen; die würden bald vergessen sein und von einem wandernden Gedächtnißkomödianten vielleicht binnen kurzer Tagesfrist nachgeleiert werden können; aber sie hat Gelegenheit und fähige Hörer gehabt, um die sich immer unter neuen Formen wiederholenden Typen der Ereignisse verständlich zu machen; um die Factoren der Weltgeschichte: das Walten der unabänderlichen ewigen Prinzipien und das Ringen des wechselnden menschlichen Begehrens vorzuführen; sie ist tiefer eingegangen in den Geist der Zustände und Begebenheiten, in Verfassungen und Gesetzgebungen, die eingreifend waren für den Gang der Nationen; sie hat Veranlassung gehabt, auf Entstellung von Thatsachen und auf die Quellen des Wahren hinzuweisen; und darum tüchtig der Abiturient, der da gelernt hat, wie wenig er noch weiß von der unübersehbaren Welt des Geschichtlichen, und wie sehr er sich zu hüten hat, abzuurtheilen über Gegenwart und Vergangenheit, und wie vorsichtig er zu sein hat, wenn ihm ein Geschichtsbuch zur Hand kommt, um nicht sofort Alles als Wahrheit anzunehmen, was oft nur böswillige Entstellung der Wahrheit ist. — Die Mathematik hat Schüler vor sich gehabt, die ihr bereits folgen konnten in Regionen, wo es dem Geiste schwindeln möchte über das Unendliche, das sich aus dem Endlichen in reiner Consequenz und Abstraction aufbauet auf dem unscheinbaren Fundamente der sogenannten vier Species und einfacher räumlichen Gebilde; und tüchtig ist der Abiturient, der gelernt hat, wie er all sein mathematisches Wissen nur Elementarmathematik nennen muß, und wie gewaltig die Gebiete

des Denkens und Forschens sind, wenn schon der bloße Zahlbegriff eine solche Wissenschaft in sich birgt. — Und nun das Gebiet der Sprachen, der alten und neuen, der fremden und mütterlichen! Ich fasse sie alle zusammen, so verschieden auch ihr Charakter, und so verschieden der Umfang und der Einfluß ist, den sie in den Gymnasialstudien behaupten; ich fasse sie hier zusammen — denn ich will diesmal nur das Eine hervorheben: daß sie ja nicht betrieben werden, um das zu erreichen, was der Wanderbursch binnen Jahresfrist erreicht, wenn er in fremdem Lande weilt; es tritt die Sprache hervor als das, was sie ist: als der hörbare, wundersam harmonische Athemzug des denkenden Geistes, und als das Organ desselben, um sein Wirken und Schaffen zu verkörpern und der Mitwelt und Nachwelt zu übermachen. Welch' ein Haushalt von Gesetz und Freiheit, von Regel und Ausnahme in dem Lebenskreise der Grammatik! und dann erst, welch' ein Verkehr mit den Geistern in der Lectüre! Sind es doch gerade die edelsten und größten Geister, deren Werke gelesen, erklärt und zu eigen gemacht werden sollen. Was für ein Schauspiel würde es sein, wenn wir um einen Jüngling die größten Männer aus allen Zeiten lebendig versammeln könnten, damit er aufwachse im Anhören des Besten, was sie zu reden vermögen! Und was anders ist denn der eindringliche Verkehr mit ihren hinterlassenen Werken? O gewiß tüchtig der Abiturient, der gelernt hat, wie wenig er noch weiß von all' dem Schönen und Guten, was die Nationen in ihren Genien geschaffen; und gewiß nicht leicht zu finden ein so unreifer Abiturient, der sich wirklich einbilden sollte, er sei zu Hause auch nur in dem einen oder andern Werke eines einzigen großen Schriftstellers! — Endlich auch diejenigen Wissenschaften, die zunächst nur einen realen Zweck zu haben scheinen, auch sie gewinnen in der Verbindung mit der übrigen Gesammtbildung der obern Klassen

eine solche Gestaltung, daß sie gleichfalls einen Blick eröffnen können in das unübersehbare Gebiet dessen, was da mit wissenschaftlichem Organismus bereits erforscht ist und noch zu erforschen übrig bleibt, so daß auch da der Abiturient wohl zu seufzen befähigt wird: ich weiß, daß ich nichts weiß. Aber, so sehr auch dieser Seufzer als das Endresultat all der mühsamen Jahrescurse hervortreten soll: wie vieles ist dabei dennoch in Wahrheit gelernt worden! wie vieles wird als wirklicher Schatz des positiven, realen Wissens aus allen Fächern in's Leben mitgenommen! Denn fern, o sehr fern liegt es mir, ein reales Wissen herabsetzen zu wollen; im Gegentheil, es ist ja gerade die Intention, überall auf ein wirkliches, bestimmtes und gesichertes Wissen zu dringen, und wegzuweisen jenes aufgeblähte Halbwissen, das sich dünkt und nichts ist. Aber eben deshalb ist auch für die höhern Lebensberufe, zu deren Erfassung das Gymnasium entläßt, nichts nothwendiger, als die Befähigung, in Wahrheit sagen zu können: ich weiß, daß ich nichts weiß; nicht: ich weiß nichts; sondern: ich habe gelernt, daß alles Wissen wie nichts anzuschlagen ist gegen das, was gewußt werden kann oder zu wissen noch übrig bleibt. Und darum mit um so größerem, beschleunigtem und unermüdlichem Eifer an das Betreiben des Fachstudiums, wovon der spätere Lebensberuf so vieles Wissen verlangt!

II. Und nun das zweite Wort: „Ich will, was ich soll!“ Es ist das ein Wort, das dem moralischen Gebiete angehört, und eben weil es ihm angehört, befürchten Sie nicht, daß ich lange dabei verweilen werde; denn wie es mit dem bloßen Moralisiren steht, lernt sich nirgends handgreiflicher, als im Schulleben. Ich hoffe Sie vielmehr durch die Kürze zu überraschen, zumal da die Zeit drängt. Also: ich will, was ich soll. Reichlich kann der Gedanke entfaltet werden, weil ihm gegenübersteht der Gedanke: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren.“ Ja

wohl! aber derselbe Dichtergeist ruft aus: „Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei, nicht den Mißbrauch rasender Thoren!“ Der Mensch ist frei, um zu wollen, was er als recht erkannt hat; und als recht muß er anerkennen, daß es ein Sollen gibt, daß Gesetz, Sitte und Ordnung walten müssen; und als furchtbaren Herrn muß er anerkennen jenen Herrn, der in seinem eigenen Innern unvertreibbar seinen Sitz und seinen Thron hat, und seine Befehle und seine Verbote ertheilt mit einer Verständlichkeit, daß wiederum derselbe Dichter sagt:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth;“

aber auch mit unwandelbarer Strenge, im Hinweis auf Den, worin alles Sollen zuletzt wurzelt und wovon derselbe Dichter sagt: „Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt.“

Doch schon genug davon! Jeder versteht es, was es heißen soll, und wie es die Aufgabe des wahrhaft Guten, des wahrhaft Edlen und Freien ist, sagen zu können: ich will, was ich soll. Nicht minder weiß jeder, daß alle Erziehung nur dadurch Erziehung ist, daß sie ein Sollen verlangt, ebenso wie alles Thun nur dadurch ein vernünftiges und menschliches ist, daß es vom Wollen ausgeht. Und auf das Gymnasium, wie überhaupt auf Schulen angewendet, weiß nicht minder jeder, daß es da Schulgesetze gibt, Schulgesetze, die ihre Anforderungen nicht etwa bloß auf das Verhalten in den Schulräumen beschränken, sondern den Schüler auch außerhalb der Schule im Oeffentlichen und Häuslichen umsponnen halten, so sehr umsponnen, daß, wenn er dieselben rücksichtslos durchbricht, er damit zugleich sein Verhältniß zur Schule selbst durchbrochen, und sich, nicht etwa bloß zur Strafe, sondern in nothwendiger Folgerichtigkeit selber von ihr ausgeschlossen hat. Aber das Eigenthümliche, welches das Gymnasium als solches mit sich führt, abgesehen von der besonderen Beschaffenheit seiner Schulgesetze, soll das

Einzige sein, was ich heute hervorhebe; es ist das weitgedehnte Alter, bis zu welchem sich der Schüler des Gymnasiums unbedingt den Schulgesetzen zu unterwerfen hat. Nur Ausnahmen sind es, wenn vor vollendetem achtzehnten Lebensjahre ein Schüler zum Abiturientenexamen gelangt; die Erfahrung weiß es, daß es viel häufiger über das zwanzigste Lebensjahr und weiter hinausgeht. Und wenn nun solche erwachsene junge Leute, nicht etwa nach knechtischer Gewalthabe, sondern auf Grund der gemeinsamen Sitte und Ordnung, sich denselben Schulgesetzen zu unterwerfen haben, wie zehn- und zwölfjährige Knaben, so frage ich: wo gibt es etwas Dem Gleiches? Militärische Zucht verlangt und muß verlangen unbedingte Unterwerfung unter ihre militärischen Anordnungen; der Commis und Handwerksgeselle weiß und muß wissen, daß er sich an die Hausordnung des Meisters zu binden hat; und gehört er einer engeren Corporation an, so weiß er, daß er sich von derselben lossagt, wenn er ihren Sitten und Anordnungen entgegentritt; aber was sind alle solche vereinzelte Beschränkungen gegen die engen Bande, welche das Gymnasium um seine Schüler legt, um erwachsene Jünglinge legt, die täglich sehen, wie ihre Altersgenossen längst in den Freiheiten des Lebens stolzirend sich wiegen! Sind sie ja in Wahrheit von dem öffentlichen Leben gänzlich ausgeschlossen; oder, um nicht zur Antwort zu bekommen, daß das eben unerhörter, ungebührlicher Zwang sei — sind sie nicht wirklich fast wie jene Epheben behandelt, woran der Sokratiker Xenophon das Ideal der Jünglingserziehung so trefflich zu entfalten weiß? Und eine so lang anhaltende praktische Durchführung des Satzes: „ich will, was ich soll“ — sollte die nicht auch wirklich einen veredelten Typus dem jugendlichen Geiste, ja selbst dem Gesicht und der Haltung einzuprägen im Stande sein?

Mit dieser Frage wende ich mich an euch, geliebte Abi-

turienten! Denn wenn auch manche von euch durch freigewählten heiligen Lebensberuf sofort wieder in engere Disciplinarverhältnisse eintreten, als Universitätsberechtigte steht ihr vor einem Lebensabschnitte, wo es so fast zur Berechtigung geworden ist, dem Satze: „ich will, was ich soll" eine Praxis entgegenzusetzen, die gewissermaßen das Gegentheil im Banner trägt und laut zu verkünden scheint: „Wir sind ungebührlich lange in der Zwangsjacke gehalten; jetzt gilt es, sich zu entschädigen und die Reagentien loszulassen!" Fürchtet nicht, es werde jetzt eine unnütze Ermahnungsrede für das Universitätsleben erfolgen! Dafür kennen wir uns zu gut. Habt ihr ja schon an meinen eigenen Worten gehört, daß ich die Ordnungsregeln, die euch bisher geleitet haben, mit einer gewissen Lustbarkeit eine Zwangsjacke genannt habe, weil ich weiß, daß ihr Sitte und Ordnung, die zur Aufrechthaltung des Ganzen nöthig sind, recht wohl zu unterscheiden wisset von einer Zwangsjacke, und daß ihr Handhabung der Disciplin als Hand in Hand gehend mit wahrer Liebe und Sorge für euch habt kennen lernen. Aber, soll ich euch sagen, in was für eine Lebensstellung ihr jetzt eintretet? Als Universitätsbürger tretet ihr ein in Verhältnisse, wo eben das äußerliche „Sollen" so weit zurücktritt, als nur möglich; wo euch wahrhaft zugerufen wird: Zeiget, daß ihr frei seid; zeiget, daß ein frisches Jugendblut in euren Adern geht, daß ein freier froher Sinn euer Herz erfüllt! Und ich stimme mit ein und sage: Ja, seid frisch und jugendlich, seid froh und frei; aber seid es so, daß ihr's auch später noch sein könnt! Seid wahrhaft frei, und werdet nicht Knechte der Gelüste! Seid wahrhaft frisch, und renommirt nicht nach außen mit jugendlicher Frische, während es innerlich faul und mürbe zu werden anfängt! Seid wahrhaft jugendlich, und überlegt nicht, wie ein abgefeimter Pedant, ob dieses oder jenes einen Effekt mache! Seid wahrhaft froh, und füllet nicht

die Straßen mit scheinbarem Jubelgetöse, während das Herz von Disharmonieen zerrissen ist! Dann mag immerhin ein gewisser Schein der Ungebundenheit, eine gewisse Gymnasialreaction euch umschatten: wir wissen, daß über dergleichen die unverletzte Sonne ihr Licht bewahrt, die Sonne der ewigen Wahrheit, von der das Wort: „ich will, was ich soll" ein leuchtender Strahl ist. Und dann ist gerade die Universitätszeit nicht eine Reaction gegen das Prinzip des Gymnasiums, sondern eine fröhliche Besiegelung desselben, weil sie eine Probe ist, im ausgedehntesten Besitze der Freiheit dennoch die Schranken anzuerkennen, die von der ewigen und von der irdischen Weltordnung gestellt sind. Solche Probe der Selbstbeschränkung innerhalb der Freiheit bildet ja den besten Uebergang zu jenen Stellungen, in welche das Universitätsstudium hinüberführt, zu den Stellungen als Diener des Gesammtwohles, als Diener der Kirche und des Staates, als Diener unter der Form von Herren und Vorgesetzten; denn wahrhaft würdige Herren fühlen sich in ihren Sorgen und Pflichten als Diener der Beherrschten. Und so schließt sich an die langdauernde Beengung des Gymnasiallebens gar füglich die Freiheit der Universitätszeit, damit das Sollen und Wollen sich paare in dem Satze: „ich will, was ich soll," und damit später der Mann feststehe in seinem Amte, gehorsam und ergeben, aber auch kühn und frei, immer nach dem Satze: „ich will, was ich soll." Denn das Sollen hat verschiedene Herren; es gibt hohe und höhere, höchste und allerhöchste Herren; Herren von außen und Herren von innen; Herren von gestern und Herren von Ewigkeit; jedenfalls aber ist Derjenige der höchste Herr, von Dessen Gnaden sich die allerhöchsten Herrschaften auf Erden zu ihrer Beglaubigung benennen, und von Dem allein auch jene vor der ganzen Welt nicht zitternde Majestät ausgeht, die in unserm eigenen Innern, im Gewissen, thronet!

Lebet wohl, geliebte Abiturienten! Studieret die Fächer eueres Lebensberufes mit einer Realität, als wenn es nichts anderes zu erlernen gäbe, damit ihr tüchtig werdet; aber je tüchtiger ihr werdet, desto mehr werdet ihr auch in eurem Berufsfache seufzen: „ich weiß, daß ich nichts weiß.“ Eine demüthigende Wahrheit, dieses „nichts“! aber das andere Wort: „ich will, was ich soll“ — welcher Triumph des Geistes, mit einem königlichen „Ja“ sagen zu können: „Ich will, was ich soll.“ Und nun tretet heran und empfanget das Zeugniß unserer Hoffnungen; denn es ist ja ein Zeugniß, welches euch reif erklärt für selbständiges Mehren des Wissens und selbständige Beschränkung der Freiheit; und diese Reife habt ihr zu bewähren.

IV.

Gesammtbildung eines Menschen.

1863.

Es sind nunmehr drei Jahre, wo ich von dieser Stelle aus bei gleicher Festlichkeit anknüpfte an die vielseitige Bauthätigkeit, welche damals innerhalb des Gymnasialgebäudes herrschte, und damit in Bild und Verbindung setzte die geistige Bauthätigkeit, welche wir am Aufbau unserer Zöglinge üben. Schon im Verlaufe desselben Jahres waren die inneren Räume des Gymnasiums so weit hergestellt und zugerichtet, daß wir uns wohnlich darin fühlten für das stille Leben, welches die Schule führet und worin sie, gleichsam wie eine Mutter im Kreise der Kinder, mit häuslicher Zurückgezogenheit um das Gedeihen ihrer Zöglinge waltet.

Endlich geht nun auch die äußere Gestalt und Politur unseres Gymnasialgebäudes der Vollendung entgegen; und wenn ich im vorigen Jahre Veranlassung genommen, die Gymnasialbildung in ihrem Endziel zu charakterisiren und ihre Vollendung mit den Worten zu zeichnen: „ich weiß, daß ich nichts weiß", und „ich will, was ich soll", so möchte ich jetzt, gerade im Hinblick auf die fertige Gestalt, womit unser Gymnasialgebäude nunmehr auch nach außen hin vor der großen Welt bestehen will, gleichfalls den Blick weiter ausdehnen und ihn aus den engeren Räumen der Schule auf das gesammte Menschenleben und seine Heranbildung richten, möchte gleichsam den Auf- und Ausbau eines tüchtigen vollendeten Menschen nach allen Richtungen seiner Kräfte und Bestimmungen hin zum Ausdruck bringen.

So umfassend nun aber ein solcher Gegenstand der Betrachtung ist und so vielfach die Haltpunkte, welche für den sondernden, nach Uebersicht suchenden Blick gewählt werden können, so willkommen sind in solchem Falle Aussprüche tüchtiger Geister, die mit scharfem Lichtblick in kurzen Zügen maßgebende Conturen vorgezeichnet und mit treffenden Worten benannt haben. Darum will ich es nicht verschmähen, an eine Stelle anzuknüpfen, die ich bei einem verehrten Gewährsmann gefunden und sofort als ein Wahrheitskorn begrüßt habe, das einer reichen Entwicklung fähig sei. Es führt derselbe zuerst den Ausspruch eines Philosophen an, der da sage, daß ein Menschenkind erstens disciplinirt, zweitens cultivirt, drittens civilisirt und viertens moralisirt werden müsse, und fügt dann noch ein Fünftes hinzu, das wir gleichfalls erst dann aufstellen werden, wenn wir die genannten vier Elemente näher erwogen haben. Ja, wir wollen sie vier Elemente nennen, und dem philosophischen Ausspruche gern auch eine dichterische Weihe geben, indem wir ihn mit den Worten begleiten:

Vier Elemente,
Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Denn wer wollte es läugnen, daß ein gut disciplinirtes, ein reich cultivirtes, ein fein civilisirtes und dabei ein wahrhaft moralisirtes Menschenkind ein wohlgebildetes Leben darstelle und einem schönen Weltbau sich wohl vergleichen könne! Zugleich aber wollen wir mit der Benennung „Elemente" hingedeutet haben auf die innige Verbindung und Wechselwirkung, welche zwischen ihnen stattfinden muß, wenn sie wahrhaft ein edles Gebilde und einen geordneten Bau zu Stande bringen sollen. Eines muß das andere durchdringen, eines dem andern zur Unterlage und wieder eines dem andern zur Kräftigung und Belebung, zur Leitung und Sicherung dienen, so daß nimmer das eine verabschiedet werden kann, um nunmehr ein zweites vorzunehmen und damit zu schalten. Wohl aber treten sie nach ihrer innersten Bedeutung auch in einer Stufenfolge auf, und zwar in jener, in welcher wir sie aufgezählt haben, und die wir festhalten, um sie der Reihe nach in's Auge zu fassen, und um sie zugleich, wie es sich für die heutige Schulfeier gebührt, in einen Reflex zu bringen mit dem Bilden und Aufbauen, welches die Schule an ihren Zöglingen übet, um sie dem Leben zu weiterer Gestaltung zu überliefern.

I. Es soll also der Mensch erstens disciplinirt werden, d. h. er soll sich beugen und fügen lernen unter den Willen eines Andern, soll sich hingeben zu unmittelbarer Leitung, und soll thun, was ihm befohlen wird und weil es ihm befohlen wird, ohne zu fragen, warum und wozu; seine Freiheit und Selbstbestimmung soll schweigen vor der Auctorität, die ihm entgegentritt, und die Zuchtruthe der Strafe soll über ihm schweben, damit er fühle, wenn er nicht hören will.

Ein hartes Wort für ein Menschenkind, das da geboren ist, um in der Freiheit seine höchste Würde zu erkennen, und durch die Freiheit ein Herr der Schöpfung zu sein! Aber — ruft nicht das Menschenkind, sobald es geboren ist, laut selber um Disciplin an? Was ist die Hülflosigkeit des Kindes anders, als ein Bittgeschrei um die liebende Gewalt eines Andern, der es in Pflege und Führung nehme, der ihm gleichsam die Wickel anlege, zum Zeichen, daß es selbst bis zur Bewegung seiner Glieder auf den Eigenwillen verzichte und sein Heil in dem Willen jener liebenden Gewalt suche? Und wie es heranwächst, das hülflose Kind, und seine Fähigkeit sich gestaltet, schon selbst seine Schritte zu lenken: wie freudig hoffet da Vater und Mutter, daß es thun werde nach ihren Worten, weil es mit Augen ja sieht, daß sie nur Worte der liebenden Fürsorge sind! Aber wird diese Hoffnung immer erfüllt? ist es nicht vielmehr gewöhnlich, daß mit der Fähigkeit, sich selber zu bestimmen, auch die Begehrungen gestiegen sind, und eine neue Stimme sich erhebt, die nach Disciplin und einwickelnder Gewalt ruft? nicht mehr jene süße Stimme der kindlichen Hülflosigkeit, die nur nach mütterlicher Pflege ruft, sondern die betrübende Stimme der eigenwilligen Selbsthülfe, die Stimme der Laune und des Eigensinns, die Stimme der Ueberschreitung und des Ungehorsams, die Stimme des blinden und maßlosen Begehrens, das da laut gerade durch seine Blindheit und Verkehrtheit um eine Gewalt anruft, die ihm entgegentrete und Schranken setze, damit nicht dort Verderben gefunden werde, wo Lust gesucht wurde. Das ist ja gerade die Krankheit und Schwäche der menschlichen Freiheit, daß sie sich selber unbewußt knechtet und an die Gewalt der Lust, des augenblicklichen Reizes und des blinden Begehrens überliefert. Erziehung heißt das treffende Wort, womit unsere Sprache dasjenige bezeichnet, was der Jugend gebührt; gezogen

soll sie werden zum Rechten und Guten, wenn sie sich auch sträubet; gezogen soll sie werden hinweg vom Verkehrten und Bösen, wonach das Gelüsten so früh schon erwachet. Und Zucht und Züchtigung heißen die Worte, worin die Erziehung übergeht, wenn dem freundlichen Zuge nicht gefolgt, und der Eigenwille über den Willen des Erziehenden gesetzt wird.

Kann aber das Haus, kann die Familie nicht bestehen ohne das Walten der Disciplin, ohne die Bande der Erziehung, ohne die unbedingte Anerkennung der Auctorität, so kann es ebenso wenig die Schule, der ja nichts anderes obliegt, als dasjenige zu vertreten und zu vervollständigen, was innerhalb des engen Kreises der Familie nicht geleistet werden kann. Darum ist vor Allem Disciplin das Element, worin sich die Schule bewegt; wer es ihr nehmen wollte innerhalb des Bereiches ihrer Thätigkeit, wer an der Auctorität ihrer Vertreter rütteln, wer ihre Formen und Einrichtungen von jeweiliger Debatte abhängig machen, ihre Beschlüsse und Strafen vor das Forum von Paragraphen und Plaidoyements ziehen wollte, der würde ihr innerstes Wesen verkennen, ihren Beruf und ihre Triebkraft aufheben, nicht anders, als wenn einer im häuslichen Leben den Eltern das Disciplinarrecht gegen die Kinder absprechen wollte. Darum ist aber auch die Wirkung zwischen Schule und Familie gegenseitig; wo innerhalb der Familie keine Erziehung, keine Disciplin waltet, da weiß die Schule, was Leids und Noth sie mit solchen Zöglingen zu bestehen hat; und wo den Kindern daheim die Auctorität und Disciplin der Schule herabgewürdigt wird, da wird man auch daheim erfahren, daß man sich selbst das geraubt hat, was man nur bei der Schule anzutasten wähnte.

Doppelt aber ist die Aufgabe der Disciplin, welche die Schule zu vertreten hat. Es ist nicht bloß die Disciplin

im engeren Sinne, die Disciplin des Betragens und der Sitte, wofür sie mit väterlicher Auctorität unbedingte Folgeleistung in Anspruch nimmt, sondern auch die Disciplin des Wissens und des Unterrichts, die unbedingte und bereitwillige Aufnahme des Lernstoffes, welcher geboten wird. Das Kind wird zum Gehenlernen angehalten, ohne daß es zu fragen hat, und ohne daß es noch fragen kann: „Wozu soll mir denn das Gehen, das mir doch so manchen Fall bereitet?“ Nicht anders kömmt die Schule mit den Gegenständen ihres Unterrichts an den Schüler heran, und er hat sie alle mit Liebe und Eifer zu umfassen, und hat nicht zu fragen, ob und wie er denn im späteren Leben von diesem oder jenem Gegenstande Gebrauch machen könne. Und dieses ist eben diejenige Disciplinarseite des Unterrichts, welche das Gymnasium vorzugsweise geltend macht. Lesen, Schreiben, Rechnen, und weiterhin dann neuere Sprachen und technische Fertigkeiten, das sind Gegenstände, deren Betrieb man sich wegen ihres praktischen Nutzens schon gerne gefallen läßt, und deren Erlernen man daher kaum als disciplinarische Anforderung der Schule betrachten kann. Aber das Gymnasium kommt auch mit solchen Gegenständen, und zwar als seinen wesentlichsten Anforderungen, und nicht bloß Gegenständen, sondern auch mit solchen Formen und Methoden heran, wobei nur zu oft gedacht und gesagt wird: „wozu denn aber das alles für's spätere Leben? wozu das viele Latein, und gar das Griechisch? und warum nicht alles in mehr praktischer Manier, daß man unmittelbar Gebrauch davon machen kann?“ Allein das Gymnasium darf nicht hören auf solche Fragen. Denn es will den Geist nicht etwa bloß mit Kenntnissen umkleiden, die nur zu oft wie Flitter rauschen und wie Flitter zerstieben, sondern will ihn zugleich *disciplinieren*, will seine Denk- und Auffassungsthätigkeit als solche in geregelte, ebenso feste als geschmeidige

Formen bringen, die auch dann noch wirken und sich zurecht finden, wenn der Lernstoff selber längst wieder abhanden gekommen. Liegt ja gerade darin eine so wundersame Kraft der Gymnasialbildung, daß sie den Zögling nicht bloß in Sitte und Betragen, sondern auch im Lernen und Denken eine so lange Zeit hindurch, bis zu einem Lebensalter, wo im gewöhnlichen Leben die Disciplinarbande längst gelöset sind, ununterbrochen in Disciplin, in unerläßlicher Fügsamkeit bewahrt.

Nicht aber bloß innerhalb der Familie und des Schullebens, sondern überall, wo Bestand oder Fortschritt erzielt wird, ist das Element der Disciplin ein nothwendiges und erstes. Jeder Lehrling hat sich zu fügen unter die Disciplin seines Meisters; jeder Soldat weiß, daß er mit seiner Uniform zugleich das Band der unbedingten Disciplin anlegt. Gewiß wäre es wünschenswerth, daß der Disciplinarstand bei jedem Menschen zugleich mit dem Aufwachsen des Körpers seinen Abschluß fände. Aber gibt es nicht Menschen, die ihr ganzes Leben lang in einem Gebaren verharren, das laut herausfordert, mit Disciplinargewalt zur Räson gebracht zu werden? Wozu denn anders die Polizeigewalt und die Strafgerichte? wozu anders jene Gesetze, die sich gezwungen fühlen, sogar mit Beraubung der körperlichen Freiheit, ja mit Beraubung des Lebens zu drohen? Doch das sind Formen im äußeren greifbaren Leben! Aber ist es anders im Leben der Geister? ist es anders selbst in den Regionen der Wissenschaft und Kunst? Gibt es nicht Männer genug, die in ihren geistigen Ausbrüchen, in ihrem Räsonniren und Debattiren, in ihrem Systematisiren und Theoretisiren, in den Gebilden ihrer Feder wie in den Gebilden ihrer Kunstfertigkeit, es laut verkünden, daß es ihnen gegenüber an einer Disciplinargewalt fehlt, die ihren Geist unter eine Zuchtruthe führen müßte? Stillwirkend, aber um so

mächtiger ist dieses geistige Unkraut, das sich dem disciplinarischen Ausreuten entzieht; es ist wesentlich die Pflanze, die mit ihren narkotischen Früchten und Düften ganze Völker betäuben kann, daß sie wie wahnsinnig sich zurückstürzen in einen Elementarzustand, der kaum noch den Menschen erkennen läßt, sondern nur ein chaotisches Gähren von Massen zum Schauspiel gibt. Denn nicht in einfachen patriarchalischen Zeiten, sondern gerade in den scheinbar cultivirtesten Tagen, wo das Laster durch seine Feinheit, die Thorheit und Bosheit sich durch die Formen der Bildung und Wissenschaft den disciplinarischen Banden zu entziehen weiß — in solchen Zeiten brechen aus die Revolutionen und Factionen, die nur wie Orkane und Ueberschwemmungen ihr Ende finden. Darum Disciplin! nicht bloß in Haus und Schule, sondern in allen Verhältnissen des Lebens; und wem sie nicht von außen entgegentritt, der lege sie sich selber auf!

II. Es soll das Menschenkind sodann zweitens cultivirt werden. Was ist Cultur anders, als Ausbildung, Pflege und Förderung von Kräften, die sich vorfinden? Nun, das ist ein hoher Vorzug des Menschen, daß er nicht bloß die Fähigkeit in sich trägt, seine Fähigkeiten auszubilden, sondern auch den Drang dazu mit sich führt, und, wo er nicht will oder säumt, da kommt selbst die umgebende Natur entgegen und bringt ihm Nöthigung. Die Hand des Menschen ist es, die den starren Boden der Erde cultivirt und von den Wiesen, die sie bewässert, von dem Felde, das sie befurchet, sich hinaufwagt in die Lagerungen der Felsen, um sie dienstbar zu machen der wuchernden Rebe, der glutsuchenden Traube. Die Hand des Menschen ist es, die alle Bedürfnisse des Leibes veredelt und ihre Befriedigungen sichert, die Trank und Speise mit Kraft und Milde paaret, und Kleidung und Wohnung in das Gebiet des Schönen erhebt. Die Hand des Menschen ist es, die in die Urfesten der Berge hinabgreift, um deren

Schätze im Lichte der Sonne blinken zu lassen; die Hand des Menschen, die das Meer mit schwimmenden Häusern bedeckt und aus seinem Abgrunde sich den Schmuck der Perlen holt. Und der Geist des Menschen ist es, der, selbst ein Abgrund, unerschöpfliche Schätze in sich birgt, der, selbst wie ein Erdboden, eines unübersehbaren Anbaues fähig ist. Die Korallengewächse der Technik und Kunst steigen empor, die Quellen der Wissenschaft und Forschung rieseln herauf, und wie sie sich ergießen, so sproßt es an ihren Ufern von Werken und Gebilden, und unermüdlich wandelt die rückblickende Erfahrung umher, um zu sichern und zu vervielfachen. Cultivirt muß das Menschenkind werden; das ist die Triebkraft seines Geistes! Wer die Cultur, wer den Fortschritt der Cultur gewaltsam hemmen wollte, der würde einem Baume sein Wachsthum verbieten wollen; er würde sich vergreifen an des Geistes Natur. Und darum ist es wieder die Schule, die mit Eifer diesen Trieb in ihre Pflege nimmt, die das Wort „Fortschritt" wahrhaft auf ihrer Fahne trägt, die überall mit der Strenge der Disciplin zugleich die milde Hand der Cultur verbindet, die mit dem Ausreuten des Unkrauts zugleich Samen und Wurzeln legt, aus denen die freien Gewächse und Ranken der Cultur sich erheben und weithin verbreiten. Aber es gibt auch eine falsche Cultur, und gerade dann, wann die Cultur im Großen zu triumphirender Herrschaft gelangt, läuft sie am meisten Gefahr, ihren Beruf der Milde und des schönen Ebenmaßes umzukehren in die Herrschaft der Willkür und des Uebermuthes, der Einseitigkeit und des Egoismus. Da müssen denn oft ganze Menschenklassen in Zuständen und Arbeiten der niedrigen Verkommenheit gehalten werden, um den Wenigen zu dienen, die in den Glanzgemächern der stolzirenden Cultur sich bewegen. Cultivirt muß der Mensch werden, aber es müssen auch alle seine Kräfte, alle diejenigen, die den Men-

schen zum Menschen machen, an der Cultur participiren, und die Cultur der edelsten Kräfte muß den Vorrang haben vor der Cultur jener Geschicklichkeiten, die nur dem Augenblick oder dem Einzelnen dienen; es muß der Seiltänzer nicht meinen, er sei höher cultivirt, als der verständige Handwerker; und es muß nicht das ein Fortschritt der Menschheit genannt werden, wobei die Zahl der Culturlosen sich täglich vermehrt. Wehe dem Jagen des Fortschritts, wenn er nicht weiß, daß sein Wagen auf den Schienen des cultivirten Herzens bleiben muß, um nicht auszugleisen und in Abgründe zu stürzen. Die losgelassene Maschine zertrümmert, und das steuerlose Schiff strandet.

III. Es soll das Menschenkind drittens civilisirt werden. — „Windet zum Kranze die goldenen Aehren; — Denn die Königin ziehet ein! — Die Bezähmerin wilder Sitten, — Die den Menschen zum Menschen gesellt!“ Das sind Klänge aus dem Gruße, womit der Dichter der aus der fortschreitenden Cultur aufsteigenden Civilisation entgegenjubelt. Und wer möchte sie nicht mit Jubel begrüßen, wenn sie ihren milden Zepter ausstreckt, um wahrhaft den Menschen dem Menschen zu gesellen, sie zu sammeln in Staaten und Städte, in Genossenschaften und Vereine, und wiederum über all den verschiedenen Nationen und Stämmen eine gemeinsame Kuppel zu wölben, unter der sie alle sich als Glieder der großen Menschheit verbunden erkennen, und friedlich neben einander ihrer Freiheit genießen und ihrer Freiheit sich erfreuen. Denn das ist die Aufgabe des Civilisirens, daß der Mensch sich finden lerne neben seinem Mitmenschen, daß er sich auffasse als Glied eines Ganzen; daß er aufopfere von seiner Freiheit, damit auch andere ihrer Freiheit genießen; daß er zu dienen wisse, um wirken zu können im Ganzen; daß er frei gehorchen lerne, damit das Ganze über sich selber herrsche. Freiheit und Gesetz, Vaterland und weiterhin die Idee des

Weltbürgerthums sind die Sterne, die am Himmel der Civilisation glänzen. Gewiß ein preiswürdiger Himmel für das Erdenleben der Menschheit, damit die Einzelnen nicht zerrinnen wie Tropfen, und die Stämme sich nicht verschlingen wie rollende Wogen. Aber wer weiß nicht auch, daß das schöne Wort Civilisation unter der Toga des Friedens, womit es bekleidet ist, auch oft Dolche verbirgt, womit es in das Herz derer sticht, die es beglücken zu wollen vorgibt! Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit erscholl aus dem Munde Derer, die mit Blut erstickten die Stimme des Rechtes und der Unschuld. Darum ist es dieselbe Glocke, welche der Dichter über dem friedlich und fröhlich bewegten Leben der Bürger walten läßt, und wovon er alsdann klagen muß: „Da zerret an der Glocke Strängen — Der Aufruhr, daß sie heulend schallt, — Und, nur geweiht zu Friedensklängen, — Die Loosung anstimmt zur Gewalt.“ — Friede und Thätigkeit, Ausgleichung und Versöhnung sind die Begleiterinnen der wahren Civilisation; nicht aber Zwiespalt und Parteisucht, nicht Egoismus und Ueberhebung, nicht Luxus und Genußsucht. Und auch dafür sucht die Schule in ihren engen Kreisen schon Fundamente zu legen, sucht die Begriffe von Freiheit und Gesetz, von Vaterland, Corporation und allgemein menschlicher Gesellschaft zu läutern und zu kräftigen, und läßt nicht minder thatsächlich die Schüler einer und derselben Anstalt sich trotz ihrer manchfachen Verschiedenheit als gleichberechtigte Glieder eines Ganzen fühlen und sich darnach verhalten.

Wenn aber selbst die Civilisation, die die Menschen zu Gegenseitigkeit sammelt, um ihre Wohlfahrt zu begründen, in sich selbst keine Bürgschaft des Bestandes trägt, wenn sie gerade in ihrer Blütezeit, wo jeder Bürger sich fähig dünkt zur Mitberathung des Staatswohles, am leichtesten überschlägt in gehässige Parteien und Factionen: wo soll denn

das Band gesucht werden, das eine mächtigere Kraft gegen Entartung in sich trägt, als die Macht des Gesetzes? wo soll das Obdach gefunden werden, in welches sich die verfolgte Unschuld, wie der unmuthig gewordene Edelsinn flüchtet? Der Philosoph sagt: es soll das Menschenkind

IV. moralisirt werden; es soll der Mensch den Anker in sich selbst tragen, woran er sich halte in den Stürmen des Lebens; soll aus Charakter sich selbst Disciplin anthun, soll das Sittlich-Gute als seine wahre Würde erkennen, und soll Pflicht und Gewissen als seine Leitsterne betrachten in allem Cultiviren und Civilisiren. Darum hören wir selbst aus dem römischen Volke, das doch so Großes hielt von seinen Staatsgesetzen, die Dichterstimme rufen: „Quid leges sine moribus vanae proficiunt, Was helfen Gesetze ohne Sitten?“ Und derselbe Dichter, der den Staat mit all seinen Gesetzen eitle Macht nennt ohne die Gesittetheit, er sieht auch in derselben Kraft der Tugend jenes Obdach, wohin man seine Person zu flüchten habe in den Tagen der Trübsal, und ruft beim fliehenden Glücke: „Ich verzichte auf alles, was es gegeben, et mea virtute me involvo, und hülle mich in meine Tugend ein.“ Damit sind wir in das Reich der Tugend eingetreten, in jenes Reich, das alle Edlen und Weisen des Menschengeschlechts zu erfassen, zu erweitern und zu kräftigen gesucht haben. Fürchten Sie nicht, daß nun ein langwieriges Lob der Tugend folgen werde; ihr Lob ist gesagt und gesungen, so lange die Welt steht, und ihr größtes Lob ist, daß niemand im Ernste es waget, sie zu schmähen und ihr den Namen des wahrhaft Guten zu rauben, wenn er in seinem Handeln sie auch stündlich verletzet. Wir werden uns hüten, hier in's Moralisiren einzugehen. Nichts ist leichter, als mit Worten moralisiren; aber eben weil es so leicht ist, muß wohl die Quelle des Moralisirens unversiegbar in des Menschen

Brust gegraben, unzertrennlich mit seinem Wesen verbunden sein. Ja im Wesen des Menschen liegt die Stimme der Tugend; sie ist seine Kraft und seine Würde. Hebe dein Haupt empor und sage: „Ich herrsche!“ — du kannst es sagen, weil du sagen kannst: „Ich habe einen freien Willen.“ Der freie Wille aber und die Tugend sind Eins; denn die Tugend will nichts anders als frei sein von allem, was den Menschen entwürdigt und ihn zum Sklaven äußerer Mächte, zum Spielball des Glückes, der Lust, des Reizes, des Vergänglichen macht.

Und so hätten wir denn den Menschen bis zu seiner höchsten Herrscherwürde auf Erden emporgeführt, bis zu jener Sicherheit, wo er mit dem Dichter sagen kann: „Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae, Und sollte der Erdkreis zusammenstürzen, die Trümmer werden einen Unerschrockenen treffen.“ — Wohl disciplinirt, reich cultivirt, hoch civilisirt, und fest moralisirt — da ist doch wohl der geistige Menschenbau fertig, und es scheint eines fünften Elementes nicht mehr zu bedürfen. Und doch fügt unser Gewährsmann zu den vier Elementen noch ein fünftes als nothwendiges Erforderniß hinzu; er sagt: „Wenn das Menschenkind, wie sich ein Philosoph ausdrückt, 1. disciplinirt, 2. cultivirt, 3. civilisirt und 4. moralisirt werden muß, so muß es 5. divinisirt, d. h. zum göttlichen Leben gebildet werden, wenn ihm anders das höchste Leben, das eigentliche Leben im Menschenleben nicht fehlen soll.

V. Also ein fünftes Element! Ja ein fünftes Element. Vier Elemente, Innig gesellt, Bauen die Welt; Vier Elemente, Innig gesellt, Bilden das Leben Für diese Welt. Aber wo bleibt denn das Urelement, wo Derjenige, der die Elemente des Weltbaues erschaffen, die sich nicht selber geschaffen? wo der Baumeister, der die Elemente innig gesellet und zum Weltbau gefügt hat? Und ebenso, wo bleibt

der Schöpfer und Baumeister, der die Elemente des geistigen Menschenbaues, der die Fähigkeit für Disciplin, Cultur, Civilisation und Moralität erschaffen und geordnet hat? Haben wir keine Gemeinschaft mit ihm? sind wir nicht ein Werk seiner Hände? Und sind wir nur für diesen Erdenball, für das kurze Schauspiel unseres Erdenwandelns da? Der Thor spricht in seinem Herzen: „es ist kein Gott.“ Ist aber ein Gott, so sind wir es, die ihn zu erkennen haben; und in der Erkenntniß fassen wir ihn, weil wir erkennen, daß Er uns fortwährend gefaßt hält, wie er den Bau der Welten gefaßt hält. Indem wir ihn aber erkennend fassen, ihn mit Bewußtsein erfassen, sind wir ja schon in jenem fünften, oder Ur-Elemente, das über allen Elementen schwebt. Wende dich und kehre dich, Menschenkind, wie du willst: aus den Händen Gottes kannst du nicht heraus, so wenig als du aus dir selbst herauskannst. Nun so sei denn mit Bewußtsein in seinen Händen, verschließe nicht gewaltsam deine Augen vor ihm, sondern sieh ihm freier in sein Angesicht, und siehe zu, was du denn eigentlich mit ihm zu schaffen hast, daß er dich so gar nicht loslassen will. O! da öffnet sich ein Lichtreich, in welches dein Haupt aus dem Getriebe des Erdenlebens emportaucht wie aus Fluten der Finsterniß; da wird alles klar um dich, was dich räthselhaft mühete; da wird ausgesöhnt, was dir Zwiespalt dünkte — weil in der Majestät die Liebe wirket, in der Zeit die Ewigkeit blühet. Da redet dein Gott zu dir und spricht: „Sieh, alles was du suchest, bin ich! der Drang nach Seligkeit, welcher dein Herz entflammet, ist der Drang nach mir; die Klarheit, wonach dein Geist ringet, sie wohnet in mir; die Freiheit, die dein Wille begehrt, sie thronet bei mir! Wolle mich, und die Bande fallen, die dich fesseln! Verlange nach mir und du hast mich!“ Und weiter redet dein Gott und spricht: „Siehe, du bist meines Hauches; du bist nicht

bloß mein Gebilde, sondern du bist mein Ebenbild! Du kannst mich nicht bloß besitzen, sondern du kannst Eins sein mit mir! du kannst Theil haben an meiner Gottheit, wie ich die Macht habe, in mich aufzunehmen die Natur deiner Menschheit. Ja, du kannst und sollst divinisirt, vergöttlicht werden; das ist deine Bestimmung, die ich dir gesetzt habe." — Aber sind wir nicht bereits in Dogmen hineingestiegen, in die geheimnißvollsten Glaubenssätze einer bestimmten Religion? Gewiß! aber wir stehen auch noch fest auf dem Boden, auf dem alle Völker gestanden haben. Alle Völker haben geseufzt und geflehet nach Huld und Schutz, nach Erbarmen und Versöhnung der Gottheit! Alle haben geahnet die Gemeinschaft, in die Gott mit seinen Geschöpfen treten kann. Ob der Grieche seine großen Menschen zu Göttern emporhob, oder die Götter herabzog zum Wandeln auf Erden; ob ein Dalai Lama als incarnirte Gottheit geehrt wird, oder der Fetischismus sogar in einen rohen Klotz die unentbehrliche Gottheit hineinglaubt: überall zeigt sich der Strom, auf welchem die Menschheit nach Vereinigung mit der Gottheit, nach Divinisirung suchet. Wir stehen vor dem Tempel der Religion! Hinein zu treten und Umschau zu halten, um zu erkennen, wie der Mensch durch sie zum göttlichen Leben gebildet werden soll, und worin dieses göttliche Leben des Menschen bestehe, und warum es — nach dem Ausdruck unseres Gewährsmannes — nicht etwa bloß das höchste Leben, sondern das eigentliche Leben im Menschenleben bildet, so daß das Menschenleben zu Schatten und Schemen wird, wenn ihm das göttliche Leben fehlt — das alles zu entfalten, ist eine neue Aufgabe, wofür uns heute die Zeit nicht ausreicht. Darum breche ich rasch ab, und will den Blick nur zu fesseln suchen durch ein einziges Bild. Schauet die Städte der Welt, wie sie sich ausbreiten in Ebenen, an Strömen und Höhen! rasiret diese Städte

von ihren Thürmen und Tempeln, die jenem göttlichen Leben geweihet sind; was bleibt? — ein flache Häusermasse, in denen die Cultur wie die Spinne webt, die Civilisation nichts weiter bedarf als große Sammelsäle oder düstere Einfestigung, und die vollkommenste Moral doch nimmer emporkommen kann in die Gestalt einer ragenden weitdeckenden Kuppel oder eines zum Himmel strebenden und die Menschen in Einigkeit sammelnden Thurmes. Sei die Tugend der Vernunft das Höchste im Menschenleben: sie bauet aus sich keine Tempel und Altäre; sie kriechet am Erdboden, wenn sie nicht göttliche Tugend wird. Sei Humanität eine wohlgebaute Stadt: sie bleibt eine flache Gassenstadt, wenn nicht die Divinität ihr zu Tempeln und Thürmen verhilft! —

Nehmet denn auch ihr, geliebte Abiturienten, ich möchte sagen: diesen Ring von Wahrheiten als ein letztes Andenken der Anstalt mit, die ihr verlasset! Aus dem engeren Kreise der Schul-Disciplin, der tirones, tretet ihr hinaus; für die weitere Cultur eurer geistigen Kräfte gehet ihr zu einer Stufe hinüber, wo man schon Bürger — ein civis Academicus — genannt zu werden pflegt. Nun, so zeiget denn die wahre Frucht der Gymnasial-Disciplin dadurch, daß ihr frei an euch selber Disciplin übet; zeiget die wahre Frucht der Gymnasial-Cultur dadurch, daß ihr die besondere Aufgabe eueres Berufsfaches mit Eifer ergreifet, mit Gründlichkeit betreibet und auch durch das praktische Leben hindurch unermüdlich forteultivirt; und wo die civitas Academica aufhöret, da wisset ihr, daß für euch nicht bloß ein einfaches Staatsbürgerthum beginnet, sondern daß ihr euern Studien nach berufen seid, über andere gestellt zu werden, also eine lenkende Hand in dem Werke der Civilisation zu erproben. Was immer ihr aber unternehmet und erstrebet, thuet es nicht aus eitler Ehre oder feiger Selbstsucht, sondern haltet fest an jenem vierten Elemente: an der freien

Selbstbestimmung aus innerer Tugendhaftigkeit! Und diese Tugendhaftigkeit, erkennet sie als ein räthselhaftes, und darum unsicheres Gesetz, als eine räthselhafte, und darum unzuverlässige Kraft, wenn sie nicht gegründet ist im Göttlichen, im göttlichen Glauben, Hoffen und Lieben! Schön ist der Wagen der echten Humanität; besteiget ihn! aber nur das Uebermenschliche, das Göttliche, nur die Religion ist fähig, ihn auf sicherem Geleise zu halten, ihn über Abgründe hinwegzutragen, und aus den Niederungen des Erdenlebens hinüberzuführen über die Berge zu den ewigen Hügeln! So tretet heran und empfanget das Zeugniß der Reife zu weiterem Bauen und Bilden der Elemente!

V.

Die Weltgeschichte und das Menschenleben.

1864.

Mehr als bei einem der früheren Schuljahre steigen aus dem vergangenen Jahre Bilder auf, welche das Auge zum Rückblick ziehen[1]. Aber die Erinnerungen sind zu frisch und zu persönlich, als daß ich es wagen dürfte, auch nur mit Andeutungen dabei zu verweilen. Um so mehr drängt es, gleichsam durch einen gewaltsamen Schwung einen höheren Standpunkt zu gewinnen, die Aussicht zu erweitern, im Vergänglichen das Ewige zu erfassen und im Hinblick auf Großes zugleich dem Vereinzelten und Persönlichen seine Bedeutung zu sichern. In diesem Sinne habe ich, um sowohl

[1] Schmerzliche Sterbfälle.

einerseits dem Abschlusse eines Schuljahres die Idee des Rückblickes auf Vergangenheit zu gewähren, als anderseits den scheidenden Abiturienten einen Vorblick auf das weitere Leben zum Angebinde zu bieten, mir zum Thema die Worte aufgestellt:

Die Weltgeschichte ist kurz, das Leben des Menschen ist lang.

Dadurch habe ich zugleich in engerem Anschluß an das Schulleben den Blick hinwenden wollen auf einen der Hauptlehrgegenstände des Gymnasiums, auf das Studium der Geschichte.

I. Ich sage zuerst: Die Weltgeschichte ist kurz. — Wenn man in einem großen Gebirge umherwandert und mit den kleinen menschlichen Schritten es nach allen Seiten hin durchmessen will — welch ein Gewirre von Wechsel und Weite, von Weg und Umweg umschlingt da den Wanderer! welch eine Menge von Höhen und Tiefen, Thälern und Schluchten, Wäldern und Abhängen, Felsen und Wassern treten entgegen und krümmen die Pfade von Irrsal zu Irrsal, und wie bald erkennt Auge und Fuß, daß es unmöglich ist, alles zu schauen und zu betreten! Wie bald auch regt sich ein stilles Verlangen, aus dem Dunkel der Wälder und Schluchten wieder in das lichte Offene zu treten, oder von erhabener Höhe nieder und um sich zu blicken! Und schaut man nun das durchwanderte Gebirge von ferne, wie anders ist da sein Anblick! Da fasset mit einem einzigen Blick das Auge die ganze Gruppe und Kette der Höhen; da liegt und steht das Gebirge wie ein schön gegliedertes Ganze vor uns, mit aufstrebenden Spitzen und sanft gezogenen Wölbungen, umflossen von dem wunderbaren Zauber, womit in geheimnißvollem, bläulichem Schleier jedes hohe Gebirge aus der Ferne uns anschaut und zu sich winket. Da bleibt keine

Ahnung von dem Wirrsal der Abhänge und Schluchten, der rauhen Pfade und der dunkeln Krümmungen, die sich unter den schönen Contouren der himmelanragenden, leicht überschaubaren Größe verbergen.

Unter diesem Bilde möchte ich vergegenwärtigen das große Gesammte der Weltgeschichte. Ja, sie liegt wie ein Gebirge da. Wir alle sind davon umschlossen und bilden nach unserm zeitlichen Dasein gleichsam selber ein Theilchen derselben. Beginnen wir aber mit unserm Geiste eine Wanderung durch dieses Gebirge, wo ist da Maß und Zahl der Dinge und Erscheinungen, die uns begegnen! Ein einziges Jahr, wie Vieles bringt es und wechselt es auf dem Erdenrund in dem Gewoge der Völker; wie Vieles geschieht und wird nicht gesehen; wie wenig ist dessen, was der Einzelne von der Geschichte eines einzigen Jahres weiß und versteht! Und nun die Jahrtausende rückwärts, rückwärts in Zeiten und Länder, aus denen keine Kunden zu uns herübergekommen; rückwärts so weit, daß wir nach menschlichem Wissen nicht sagen können: „Hier ist Anfang! hier beginnen wir die forschende Wanderung durch die Gethale des Völkerlebens.“ Und selbst da, wo wir glauben, auf breiten lichten Straßen historischer Kunde und Ueberlieferung zu wandern, wie bald bewährt es sich auch da, daß, je mehr wir lernen, wir desto mehr einsehen, wie wenig wir wissen. Der Knabe mit seinem kleinen Compendium der Geschichte meint die Welt darin unter dem Arme zu tragen; sieht er eine Reihe von Bänden über die Weltgeschichte, so begreift er nicht, wie so Vieles auf Erden könne geschehen sein. Aber der Geschichtsforscher seufzt über sein Weniges, wenn er ganze Bände zusammengebracht hat über ein einziges Jahr eines einzigen Volkes, einer einzigen Stadt. Ja, eine Wanderung durch ein Alpengebirge ist die Wanderung durch die Weltgeschichte; immer umschlossen von unbesteigbaren Höhen, von unbetretbaren Pfaden, von un-

erreichbaren Schluchten und Abgründen. Und die Völker selbst, erscheinen sie nicht wie Lawinen und wildes Geröll, über einander stürzend, zermalmend und vernichtend, lagernd und aufthürmend? — Wie sollen wir heraustreten aus den verschlungenen Gründen und Windungen, wo immer Massen an Massen sich schieben, Tiefen zu Tiefen abgleiten? Wohl sieht der Geist, wie das Auge in einer Gebirgsschlucht, hoch über den ragenden Gipfeln die ewige Wölbung, aus welcher seine Pfade in der Tiefe erhellet werden, und empfängt Sehnsucht, von der Höhe herab niederschauen zu können in das Gewirre, durch welches er sich durchwindet. Wohl kann er auch hier und dort eine Höhe ersteigen, und Umschau halten, kann den Standpunkt einer Idee gewinnen, mit welcher er einzelne Gruppen und Gänge des Völkerlebens verbindet und gliedert. Aber mit seinen menschlichen Banden bleibt er gehalten in den Thälern des Irdischen, in den dunklen Pfaden des Zeitlichen. Es kann also nur das Außerzeitliche, das Ewige, sein, wodurch uns wahrhaft ein Standpunkt bereitet wird, der uns der Weltgeschichte gegenüberstellt, um sie zu schauen als ein Ganzes! Das ist der Standpunkt der göttlichen Waltung, den jedes Volk schon zu erfassen suchte, der aber als Standpunkt der Wahrheit nur durch die göttliche Offenbarung gegeben werden konnte. Da wird in Wahrheit der ganze Verlauf der Weltgeschichte, der bekannt gewordenen und der im Dunkel dahingesunkenen Völker und Staaten, zu einem rasch überschaubaren Ganzen, zu einem hingestellten Hochgebirge, das man mit seinen edlen Contouren, seinen Spitzen und Sattelungen von ferne schauet; freilich nur in einem Schleier, dessen Färbung an die ewige Bläue des Himmels mahnt, über welcher das ewige, Alles in seinen Tiefen durchdringende Licht wohnt. Denn was anders zeigt uns die Offenbarung — jene Offenbarung, für deren Beginn und Verheißung wir ja alle hier Versammelten ein und dieselbe heilige Urkunde

verehren — was anders zeigt sie uns, als einen einzigen zusammenhängenden Höhenzug mit jenen wenigen besonders hervorragenden Kuppen, die auch einem fernen Gebirge seine schönen, leicht übersehbaren Contouren geben? Diese Contouren der Weltgeschichte sind nichts anders, als die wenigen Wahrheiten: Das Menschengeschlecht hat einen Anfang gehabt; es ist ausgegangen von einem einzigen Menschenpaare; Gott erschuf den Menschen nach seinem Gleichniß und Ebenbilde, in sittlicher Reinheit und übernatürlicher Gnade; aber der Mensch sündigte und verfiel dem Verderben, und das Böse wucherte auf, gepflegt von der Hand des Menschenfeindes; und die Völker mehrten sich und erfüllten den Erdkreis, und sie wurden wie Wogen, die sich erheben und wieder niedersinken. Gott aber hatte gleich mit dem Falle auch den Retter und Wiederhersteller versprochen; und er wählte in stiller Verborgenheit ein kleines Volk aus, bei dem er die ewige Wahrheit und seine heilige Verheißung zur Aufbewahrung hinterlegte bis zur Fülle der Zeiten, und lenkte und gestaltete den Gang der übrigen Nationen, um auch äußerlich die Fülle der Zeiten sichtbar zu machen. Da trat — wieder in stiller Verborgenheit — der Erneuerer des Menschengeschlechts auf, nicht, um mit einem einzigen „Es werde" sein Werk zu vollbringen, sondern um den durch Freiheit Gefallenen auch durch Mitwirkung der Freiheit wieder emporzurichten, und so die Menschheit entgegen zu führen dem Ende aller Zeiten und dem ewigen Ziele, wofür sie erschaffen. Also Schöpfung, Fall und Erlösung; Erlösung in ihrer Verheißung, Vorbereitung und fortgesetzten Vollendung — oder Patriarchen, Propheten und Apostel — das ist die übersichtliche Höhenlinie, mit welcher die Gebirgswelt der hingegangenen Jahrtausende vor dem Auge Desjenigen liegt, der an der Hand der Offenbarung heraustritt aus den dunklen Schluchten, in denen das Auge nur von Irrung zu Wir-

rung geführt wird. Und nicht bloß Irrung und Wirrung! Sind es nicht wahrhaft Thäler des Grauens und des Entsetzens, des Todes und der Vernichtung, in denen die Weltgeschichte uns unaufhörlich wie in sphinxartigen Räthseln herumtreibt und die Zeiten gräßlich dehnet, wenn wir nicht hinaus zu treten vermögen und die Höhenlinie schauen, welche die Hand des Ewigen darüber gezeichnet hat, die Hand des Ewigen, vor welchem tausend Jahre wie Ein Tag, der vergangen?

Wollen wir aber ja unser Auge ruhen lassen auf den gewaltigen Weltreichen, die unter jener göttlichen Höhenlinie ihre Massen emporthürmten, wie rasch ist auch da der Ueberblick gegeben! wie wenige sind der Völker, die wahrhaft eine Geschichte haben, eine Geschichte nach dem Maße des höheren gemeinsamen Staatslebens! und wie rasch ist sie nach den Perioden des Aufstrebens, des Blühens und des Zerfalls dahin gezeichnet! Wie oft knüpfen sich die Jahrhunderte nur an die Nachwirkungen einer einzigen großen Persönlichkeit, die nach dem Rathschlusse des Allwaltenden nur wie ein Bergstrom hervorging, oder wie ein wohlthätiger Quell sich öffnete! Mögen immerhin jene gewaltigen Weltreiche wie Bergrücken sich erhoben, wie Kolosse da gestanden haben, sie sind eines nach dem andern in sich selbst zerfallen, und der Rückblick auf sie gibt uns kein anderes Bild, als jenes, welches der Prophet in dem Traumgesicht des Nabuchodonosor deutete. Es war eine Bildsäule, groß und furchtbar von Anblick; das Haupt vom feinsten Golde, die Brust und die Arme von Silber, der Leib und die Lenden von Erz, die Beine von Eisen, aber an den Füßen mit Töpferthon gemischt. So stand sie da, bis sich, ohne Zuthun von Menschenhänden, ein Stein vom Berge losriß und an die von Eisen und Töpferthon gebildeten Füße der Säule stieß. Da ward zermalmt das Eisen sammt dem Lehm, das Erz, das Silber und das Gold, und ward wie Staub auf der Tenne,

den der Wind wegführt; aber der Stein, der an die Bildsäule gestoßen, ward zu einem großen Berge und erfüllete die ganze Erde. — Und Daniel, der Prophet, deutete das Traumgesicht auf die vier großen Weltreiche, die auf einander folgen würden, und spricht dann weiter: „In jenen Tagen wird der Gott des Himmels ein Reich erwecken, das in Ewigkeit nicht zerstört werden wird und das keinem andern wird gegeben werden; wie du gesehen hast, daß ein Stein vom Berge sich losriß ohne alles menschliches Zuthun.“ Der Stein aber, wer kann es anders sein, als Jener, wovon es heißt: „O König der Völker und ihr Ersehnter, du Eckstein, der du das Getrennte in Eines verbindest!“ — der Stein von den ewigen Hügeln, auf den die Völker harreten; der unerkannt schon gewirkt hatte die Jahrtausende hinab, gleichsam verwahrt in heiliger Hütte, in geweihetem Zelte, und der, als die Fülle der Zeiten gekommen war, sich löste und den Töpferthon im Eisengestell des Irdischen offenbarte, seine eigene Herrschaft aber zu einem Berge heranwachsen ließ, der den Erdkreis erfüllet!

Das ist die Höhenlinie der Erlösung, unter welcher wir die Weltgeschichte erblicken, leicht und schnell zu überschauen, erhaben und wonnig, geheimniß- und sehnsuchtsvoll dem Anblick wie ein bläulicher Gebirgszug, ob auch unter dieser Höhenlinie Thäler und Schluchten des Grauens, wilde Wasser und Felsentrümmer sich bergen. Das Zeitliche ist wie Staub auf der Tenne, den der Wind wegführt; jener heilige Berg aber, das Reich des Gottes des Himmels, wird wachsen und keinem andern gegeben werden, bis er verklärt wird zu jenem Berge, worauf das Lamm thronet, und ringsum die anbetenden Schaaren der Auserwählten, dort wo nicht mehr tausend Jahre wie Ein Tag sind, sondern wo das Maß der Zeiten verschwunden ist in die ungemessene Ewigkeit. — Und diese Ewigkeit — wem gehört sie an? wer gewinnt sie

als eine Ewigkeit des wahren Lebens, und wodurch wird sie gewonnen? — Sie gehört dem Menschen an, und jeder einzelne hat sie zu gewinnen durch die scheinbar kurze Spanne seines Erdenlebens. Darum sagte ich zweitens:

II. Das Leben des Menschen ist lang. Nicht die Menschheit reißet den Himmel an sich, sondern der Mensch; nicht die Menschheit schreitet den Weg zum Leben, sondern jeder Einzelne muß ihn suchen und wandern; nicht am Baume der Menschheit wächst die Tugend, sondern am Baume des Menschen; jeder einzelne muß seinen Baum pflanzen und pflegen, daß er Früchte trägt. Die Geschichte der Menschheit ist kurz, trotz der Jahrtausende; sie ist und wird sein, wie ein Tag, der vergangen. Denn nicht was die Menschheit vollbracht, wird gewogen, sondern was der Einzelne that, wird auf die Wagschale gelegt; nicht die Jahrtausende werden gemessen, sondern an den Lebenspfad des Einzelnen wir die Meßschnur gehalten. Da wird sich lang erweisen, was hier kurz schien; und es wird zusammenschrumpfen, was hier sich weithin dehnte. Nach dieser Meßschnur gemessen ist's ein weiter Weg, eine lange Dauer von einem Morgen bis zum Abend. Denn nicht zu sagen ist es, wie Vieles der Mensch an einem einzigen Tage für die Ewigkeit thun kann; es müßte ja sonst der Tropfen Wasser, dem Dürftigen gereicht, nicht jenen Werth haben, der ihm zuerkannt ist; und es dürfte ja sonst nicht heißen: „von jedem Worte sollst du Rechenschaft geben." Das ist das Maß, wornach in wenig Jahren ein hohes Alter erreicht wird, wornach Knaben sterben hundertjährig.

Doch verlassen wir das Maß des Ewigen und Ueberirdischen, dessen nähere Zeichnung, wenn auch überall und zu jeder Zeit geheiliget, doch mehr dem Tempel, als dem Saale gebühret — auch nach zeitlichem und rein menschlichem Maßstabe wiederholen wir: Das Leben des Menschen ist

lang. Nimm die niedrigste Seite des Menschen, die bloß körperliche Empfindung, und bedenke, wie lang die Minute wird, wo etwa eine schmerzliche Operation an deinem Leibe vollzogen wird. Wer bürgt dir, ob nicht ein anhaltender Schmerzenszustand dein Loos auf Erden sein wird? — Und steigen wir erst in die Tiefen des menschlichen Herzens, welche Abgründe des Leidens und Kummers, welche Quellen der Thränen sind darin verborgen! Eine einzige schlaflose Nacht — wie dehnt sie sich dem Leidenden, wenn er mit dem königlichen Sänger seufzen muß: „Ich wasche allnächtlich mein Bette mit meinen Zähren!" Kurz, es sind nicht die Jahrhunderte, es sind nicht die Perioden der Weltgeschichte, welche Leiden zu empfinden haben, sondern es ist immer nur der Einzelne, der sie zu tragen, der den Kelch zu trinken hat. Nur der Herzlose kann von Leiden des Volkes Reden halten und darüber die Leiden des Einzelnen vergessen, wie nur der Gewissenlose sein Gewissen hinter die Stimme einer Gesammtheit, einer Mehrheit verstecken kann. Aber nicht bloß im Leiden und Empfinden, sondern auch im Wirken und Schaffen ist der Weg des Lebens als ein langer vorgezeichnet. Blicke wieder hin auf die Weltgeschichte, politische wie geistige — woraus besteht sie in ihren großen Schritten? Sind es nicht meistens einzelne hervorragende Männer, die ganzen Jahrhunderten ihren Lauf zeichnen? Muß nicht das Leben eines Alexanders durch die Größe und Vielheit seiner Thaten lang erscheinen, obgleich er nur 33 Jahre vollendete? Eines einzigen Mannes Gewalt ist fähig, in wenig Lebensjahren ganze Reiche zu stürzen und eine Weltherrschaft zu bauen. Und hinwiederum, der Geist des einzelnen Menschen ist es, der mit seinen Gedanken das Weltall durchfliegt, der rückwärts die Jahrtausende durcheilt und die Weltgeschichte zusammenrollt und ihr das Siegel seiner Idee aufdrückt; aber frage die größten Geister,

ob sie mit gleicher Gewalt auch ihr eigenes Innere, ihr Ich zu fassen und zu gestalten vermochten. Im Innern des Menschen, da wohnet die Länge der Zeit und des Lebens, eine Länge, von welcher alles, was außer ihm ist, gleichsam verschlungen wird. Und nicht bloß die Länge der eigenen Empfindung und des persönlichen Schaffens gibt dem flüchtigen Leben seine Bedeutung, sondern auch die Länge der Nachwirkung, die schon hienieden dauert, jene Nachwirkung, von welcher der Dichter sagt:

Es wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen.
Denn was ein guter Mensch erreichen kann,
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam als er lebte.
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Damit wende ich mich zu euch, geliebte Abiturienten! Denn euch gerade sollen meine letzten Worte gelten: „Das Leben des Menschen ist lang!“ Ihr stehet im Beginne des eigentlichen freien Lebensweges, während ihr bisher noch unmittelbar der Leitung Anderer zu folgen hattet. Wohl mag die freie Jugend es oft so treiben, als ob das Leben hienieden ewig währe, und wohl mag es deshalb naheliegen, ihr zuzurufen: „Das Leben ist kurz“. Aber gewiß nicht minder bedarf es des andern Zurufes: „Das Leben des Menschen ist lang.“ Es ist lang für den, der in der Jugend sich Dornen in's Herz gesammelt hat, von denen später die Wunden eitern; es ist lang für den, der frühzeitig den Samen des Guten streuet; denn er wird Früchte bringen und Garben tragen zu seiner Zeit; es ist lang für jegliches redliche Streben, kann den Geist zu ungeahnter Größe führen, wie es oft dem dürftigen Lehrling ein Alter

des Reichthums bereitet. Vor allem bedenket es in eurer Standeswahl: daß es kein Spiel ist mit den Jahren des Mannes, wo der Stand gleichsam der zweite Körper wird, in welchem sich Herz, Seele und Geist wohnlich zu fühlen hat, wenn das Leben nicht wie eine endlose Wanderung in dürrer Wüste erscheinen soll. Und habt ihr euren Beruf festgesetzt, o so fanget früh an, zu sammeln die Schätze des Geistes, und ihr werdet später erstaunen, wie Vieles der Mensch zu gewinnen vermag. Klein ist der einzelne Schritt des Wanderers, aber seht die fernen blauen Berghöhen, die er in Einem Tage überschreiten kann! Darum setzet euch ein fernes Ziel! Ergreifet den Weg der Wissenschaft und alles Edlen, als würdet ihr ein hohes Alter erreichen; übet das Gute in Wort und Herz und Werk, daß zu jeder Zeit gesagt werden kann: „Er hat ein hohes Alter vollendet"; aber alles Unwürdige und Eitle meidet, als wäre es eine Schlange, die sich euch in's Herz setzen wollte, um euch später zu quälen ein langes, langes Leben hindurch. Und so nach dem Guten und nach dem Bösen, nach dem Leiden wie nach dem rüstigen Streben, haltet fest und verstehet den Zuruf: „Das Leben des Menschen ist lang!" Daß ihr wahrhaft ein langes Leben vollenden möget, das Tag für Tag werthvoll und fruchtbar sei, diesen Wunsch nehmet mit zu dem Zeugnisse, das euch zum Erfassen eines Lebensberufes hinüber führen soll.

VI.

Der Sohn nach vollbrachter akademischer Laufbahn.

1865.

Noch zwei Akte sind es, welche zum Beschlusse unserer heutigen Feier zu vollziehen mir obliegt, und wofür einige einleitende Worte zu sprechen ich diese Stelle betreten habe. Es ist die Entlassung der Abiturienten und die Vertheilung der Preise. Ohne Zweifel sind es diejenigen Akte, welche zumeist die Angehörigen unserer Schüler, ihre Eltern, Geschwister und Verwandten, zur Theilnahme herbeigeführt haben; aber auch diejenigen Akte, welche bei vielen andern hochverehrten Anwesenden lebhafte Erinnerungen erwecken an jene Zeit, wo auch sie entweder einem Preise entgegenharrten, oder unter Denjenigen standen, die nun endlich von den Beengungen der Schule befreit und zu offeneren Räumen des Lebens entlassen wurden. Nicht minder aber sind es auch bedeutungsvolle Momente für uns Lehrer. Mit Freuden ertheilen wir denjenigen unserer Schüler, welche durch beharrliches Streben unseren Anforderungen genügt haben, auch öffentlich die Zeichen der Anerkennung und erwarten, dadurch zugleich einen Sporn für zukünftige Leistungen gegeben zu haben; und mit gehobener Stimmung führen wir unsere Abiturienten als Diejenigen vor, die da gereifte Früchte des Gymnasialbaumes mit sich tragen und durch ihr ferneres Leben Zeugniß ablegen sollen von der Kraft und dem Werthe dessen, wofür wir uns mühen und eine lange Reihe von Jahren in Anspruch nehmen. Um so gehobener wird diese Stimmung, wenn wir, wie das in diesem Jahre mit Nachdruck auszusprechen vergönnt ist, die Leistungen unserer Abiturienten in ihrer größern Mehrheit als hocherfreuliche bezeichnen können und die Erwartung hegen dürfen, daß sie eine

Grundlage in sich aufgenommen haben, worauf sie mit Sicherheit ihren Lebensberuf aufbauen können. Freilich wissen wir auch, wie leicht sich die Fugen eines innern geistigen Baues wieder verschieben, wenn sie ein kräftiger Wille nicht zusammenhält, und wenn dem Gewässer und dem Geträufel nicht gewehrt wird, das von so vielen Seiten, gewaltsam oder heimlich, eindringen zu wollen nicht unterlassen wird. Es könnte angemessen scheinen, dergleichen Gewässer und Geträufel, heimliches und gewaltsames, näher zu bezeichnen, die bevorstehenden Gefahren zu enthüllen, und mit Mahnungen die Wege zu weisen, die zum Rechten führen. Aber ist nicht all unser Unterricht und all unsre Anforderung eine fortdauernde Mahnung und Wegweisung gewesen? und soll nicht gerade das die Reife des Abiturienten ausmachen, daß er nunmehr in sich selbst eine klare und allzeit wache Stimme trage, der er nur zu folgen braucht, um in sittlicher und wissenschaftlicher Bestrebung den Weg des Rechten zu gehen? — Darum wollen wir, statt bei Gefahren zu verweilen und mit Mahnungen aufzutreten, lieber einen Sprung in die Zukunft machen und den Abschied zu einer Bewillkommung umschaffen, die Entlassung zu einer Wiederkehr, zu einer Wiederkehr, wie wir sie wünschen nach vollbrachtem akademischem Leben.

An wessen Herz aber könnte eine solche Betrachtung bedeutungsvoller anschlagen, als an das Herz der Eltern? an das Herz Derjenigen, die bisher ihren Sohn entweder an eigener Seite bewahrten oder doch von Seiten der Schule in enger Umgrenzung wußten, und die ihm nun bald das Geleit geben sollen zu einer Wanderung, von der sie wissen und hören, daß sie nur zu sehr von gefährlichen Sümpfen und Abgründen umschlossen ist, und daß selbst die geistigen Früchte, um deren willen die Wanderung angetreten wird, daß selbst die Wissenschaft, die dem jugendlichen Geiste ge-

boten wird, oft genug von stillwirkendem Gifte durchdrungen ist. Ob wir nun der heurigen Abiturienten und ihrer Angehörigen gedenken, oder den Blick rückwärts wenden auf bereits früher entlassene, oder auch vorwärts schauen auf künftige Entlassungen: immerhin wird es der heutigen Feier angemessen und hochverehrter Theilnahme nicht fremd sein, wenn wir aus dem Herzen der Eltern heraus uns ein Bild vergegenwärtigen, wie wir den Sohn zurückerwarten, wenn er seine akademische Laufbahn vollbracht hat. Allerdings ist diese Laufbahn durchschnitten von Ferien, die den Sohn von Zeit zu Zeit den Eltern wieder zuführen und ihr spähendes Auge leicht erkennen lassen, ob die theure Pflanze noch in frischem Wachsthum und treuem Gedeihen beharrt; aber die volle Sicherheit und das freudigste Willkommen tritt doch erst dann ein, wenn die Zeit der gefährlichen Maifröste vorüber ist, und nunmehr auch schon die äußere Atmosphäre eine gewisse Bürgschaft gewährt, daß der Ernst des Lebens erkannt und festgehalten werde.

Indem wir uns aber auf den Standpunkt der Eltern versetzen, dürfen wir uns auch beim Rückblick auf des Sohnes akademische Studienzeit nicht scheuen, mit einem Punkte zu beginnen, der vielleicht als zu materiell einiges Lächeln erregt, aber in der Stille des Haushalts doch sehr handgreiflich die akademische Laufbahn kennzeichnet. Es ist der Kosten-, es ist der Geldpunkt. Gewiß, wir würden es kaum gewagt haben, dieses materielle Wort hier auszusprechen, wenn es nicht zugleich der Schlüssel wäre, der einen Blick in die ganze weite akademische Halle gewährte. Denn nicht wollen wir fragen, wie viel hat dieses Verweilen in der akademischen Halle gekostet, sondern sind diese Kosten auch wirklich für akademische Zwecke verwendet worden? sind sie im rechten Verhältniß gewesen zu den Mitteln, die den Eltern zu Gebote standen? kann der Sohn mit freudiger Wahr-

heit die Bücher offen legen, worin die Summen verzeichnet, die er empfangen, und die Verausgabungen, die er damit vorgenommen? Kann er das, so sind wir mit dem Kostenpunkt schon fertig; wir werden dann nicht lange rechten über Nothwendiges und Entbehrliches, über jugendliches Vergnügen und wissenschaftlichen Bedarf; aber gewiß ist es, daß auch die Vielheit der akademischen Freuden nicht durch die Vielheit des Geldes erkauft wird, daß die überschreitenden Summen meist auch Ueberschreitungen im Wandel bekunden, und daß es ein schönes Zeugniß für eine wohlvollbrachte akademische Wanderung ist, wenn die Eltern mit Befriedigung der verwendeten Kosten gedenken, und im Wanderbuche des Sohnes von Semester zu Semester jene Bilanz finden, die ein Beweis seiner Selbständigkeit ist. Also willkommen, Sohn! nach der theuren akademischen Zeit; wohl war sie theuer, aber die Mittel sind beschafft worden, und die Art, wie du sie verwendet, trübt nicht, sondern erhöhet die Freude des Willkommens. Und nun, was ist während der Jahre aus dir geworden? — Ja freilich, das ist die Frage, um die es sich handelt, das geht die Person an, die da mehr werth ist, als alles Geld und Gut. Die Person also, den Sohn selbst, wie erwarten wir ihn zurück nach vollbrachter akademischer Laufbahn?

Wir erwarten ihn zurück

Erstens: an Körper frisch und gesund, nicht siech und hinfällig, nicht trüben unstäten Blickes, sondern klaren Auges und unentstellten Angesichts; wir erschrecken vor jenem Aussehen, worin der Kundige alsbald die Spuren der Unmäßigkeit entdeckt, und würden uns wahrlich auch dann nicht freuen, wenn Bläße und Schwäche die Wirkungen eines übertriebenen Fleißes wären. Wohl aber freuen wir uns, wenn die ganze körperliche Erscheinung nunmehr als die eines jungen Mannes auftritt, erstarkt und gekräftigt, fest und gehalten,

wie es die Natur in jenen Jahren des Lebensalters mit sich bringt und wie es ein wohlgeordnetes Universitätsleben noch zu erhöhen und zu veredeln vermag, sowohl durch die Freiheit, womit der körperlichen Erstarkung als solcher gedient werden kann, als durch den Reflex, womit die höhere geistige Bildung zugleich dem Körper eine gewisse männliche, edle Weihe verleihet. Darum erwarten wir auch

Zweitens den Sohn zurück nicht bloß als eine gesunde, gekräftigte Erscheinung, sondern zugleich als eine gebildete, frei sich bewegende, voll edlen Anstandes und sicherer Haltung, kurz ausgestattet mit allem dem, was den jungen Mann mit Selbständigkeit in den verschiedenen Kreisen und Begegnungen des geselligen Lebens auftreten läßt. Auch dafür bietet ein wohlgeordnetes akademisches Leben die sicherste Schule. Denn es erzieht langsam aus einer gewissen freien Naturwüchsigkeit in eine gemessenere Haltung, während bei andern Verhältnissen, wo die sogenannten gebildeten Umgangsformen plötzlich angehängt werden sollen, nur zu leicht Affectirtes und Eckiges, Geschniegeltes und Gestriegeltes, ich möchte sagen Philisterhaftes, zu Tage kommt, und das ganze Auftreten nicht wie das Aeußere vom Inneren, sondern wie Costümirung und Pantomime erscheint. Dem Akademiker hält man Vieles zu Gute; wird er eingeladen, so bedarf er keines Frackrocks, kaum der Handschuhe; was bei Andern als Verstoß gegen feine Form gilt, das entschuldigt man gerne bei ihm als akademische Ungenirtheit, oder betrachtet es auch wohl als eine liebenswürdige jugendliche Unerfahrenheit, zumal wenn er nicht schon von Hause aus in höhere gesellige Formen eingeführt worden; er ist ja noch im Werden, und, so lange Rohheit fern bleibt, freut sich jeder mit beizutragen zur Gestaltung dessen, was man in dem Studierenden schon im voraus für seine zukünftige höhere Lebensstellung erblickt. Und so fallen gleichsam unversehens die kleinen Wildlings-

formen ab, und unversehens werden die schönen Bande des gebildeten Umgangs angenommen und mit anmuthiger Freiheit getragen. Leider aber kommen auch manche zurück, die ihr akademisches Leben nicht zu einer solchen Schule des edleren Auftretens benutzt, sondern von Anfang bis zu Ende sich in dem Ausschlagen der Ungebundenheit gefallen und selbst die edleren Formen des heimatlichen Familienlebens verläugnet haben. Und nun, wodurch kennzeichnet sie die Nemesis nicht selten hinterher? Ja nicht selten werden gerade solche — ich will es kurz sagen — die ärgsten Petitmaitres. — Wir erwarten

Drittens: den Sohn zurück als einen, der aus der Fremde wiederkehrt, wo er Jahre lang geweilt und gewohnt hat, nicht eingeschlossen in ein Studier- oder Arbeitszimmerchen, sondern recht eigentlich darauf angewiesen, vieler Männer Antlitz zu schauen, ihre Worte zu vernehmen, ihre Lebensarten zu erfahren; recht eigentlich darauf angewiesen, sich täglich in einer großen Schaar Gleichalteriger und Gleichstrebender zu bewegen, mit Commilitonen zu verkehren aus den verschiedensten Gegenden und Ständen, mit Commilitonen, die da alle berufen sind, später eine Stellung des öffentlichen Lebens auszufüllen und an der Leitung und Pflege der Menschheit Theil zu nehmen. Gewiß soll engere Freundschaft, wahre Herzensgemeinschaft nur mit wenigen geschlossen werden; aber es ist nicht ein kleiner Gewinn, wenn der Sohn wiederkehrt und das Andenken vieler näherer oder entfernterer Bekannten mit sich trägt, die er achtet und liebt, und von denen er hinwieder geachtet und geliebt wird; wenn er in seinem weiteren Lebensgange bald hier bald dort, früher oder später, wieder Namen hervortauchen sieht, bei denen er spricht: „wir waren zusammen auf der Universität;“ wenn er in solcher Weise gleichsam wie von einer Bergspitze aus in die Nähe und Weite seine Winke und Grüße entsenden

kann, oder gleichsam einen Faden gesponnen hat, durch den er mit den verschiedensten Enden und Ständen in Verbindung steht.

Und nicht bloß mit Commilitonen, sondern auch mit Männern von Amt und Stand, und besonders mit den Vertretern der Wissenschaft sollen freundliche, später leicht wieder aufzufrischende Beziehungen angeknüpft sein; denn dem wahrhaft strebsamen Studierenden steht das alles offen und kommt dem Würdigen wie von selbst entgegen. Und nicht bloß im eigenen Berufsfache, sondern auch für die Vertreter der übrigen Fächer soll Blick und Ohr offen sein und das Urtheil sich erweitern; nur zu wenig wird von dem schönen Rechte des Hospitirens der Vorlesungen Gebrauch gemacht, das doch so recht die Studierenden als gemeinsame cives Academici vereinigt. Und wem nun endlich auch die Mittel zu Gebote gestanden haben, daß er als Akademiker nicht bloß seine Universitätsstadt mit ihren Umgebungen zum Aufenthalt hatte, sondern in den freien Zeiten auch mit jugendlicher Frische, die überall begrüßt und willkommen geheißen wird, die Lust des Reisens hat üben und aus ihren manchfachen Quellen edlen Gewinnes hat schöpfen können, der wird im späteren Leben noch oft an sich selbst erfahren, warum ich sagen durfte: wir erwarten den Sohn zurück als Einen, der aus der Fremde wiederkehrt und mit der Fremde in Verbindung und Bekanntschaft getreten ist. Aber um so inniger spreche ich nun auch das

Vierte Wort aus, daß wir ihn zurückerwarten als den Unsrigen. Mancherlei Eindrücke hat er in der Fremde müssen aufnehmen; mancherlei Anhänglichkeiten bringt er mit und soll sie bewahren; er selbst ist gereifter und selbständiger geworden, und hat freien Spielraum genug gehabt, um seine Selbständigkeit auszuüben, sich darin zu genügen, ja zu gefallen; aber das alles soll ihn uns nicht entfremdet haben. Kein schöneres Willkommen kann er bereiten, als wenn er

noch mit einem gewissen Heimweh dem elterlichen Hause wieder zueilt, wenn er noch ganz ein Kind des Hauses ist, noch ganz dem Kreise der Geschwister angehört und sich nirgend wohler fühlt, als in den Lebensformen der Familie, selbst wenn sie für ihn von mancherlei Beengungen begleitet wären. Das unheimliche Bild des Gegentheils wollen wir nicht entwerfen; gewiß aber ist, daß für den, welchem es im elterlichen Hause nicht mehr heimisch dünkt, es hohe Zeit ist, zu fragen, ob ihm nicht auch sein eigenes Innere unheimlich geworden. Und so wollen wir lieber das Bild jenes Sohnes festhalten, der nach vollbrachter akademischer Zeit mit freudestrahlendem Blick der geliebten Heimat zueilt, und durch die bewillkommnende Hand und den klaren Blick zugleich fühlen läßt, daß er mit kindlichem Herzen noch der Unsrige ist. Ja freilich der Unsrige mit kindlichem Herzen; aber dennoch ist er nicht ganz mehr unser; haben wir ihn ja darum ausgesandt in die Fremde, damit er wiederkehre als ein Gerüsteter, um nicht mehr den Räumen des Hauses, sondern dem öffentlichen Leben anzugehören und selbständig eine Bahn des Wirkens sich zu öffnen; haben ihn ausgesandt, damit er wiederkehre mit der Befähigung, das Berufsfach seines Lebens mit praktischer Ausübung zu beginnen. Und so stehen wir nunmehr an dem eigentlichen Hauptzweck des akademischen Studiums — nicht als wollten wir darüber uns mit besonderer Ausführlichkeit verbreiten — im Gegentheil, bei keiner Frage können wir uns kürzer fassen; denn, ist der Hauptzweck, die Befähigung im Berufsfach, verfehlt, so war ja alles überflüssig, vom niedrigen kalten Kostenpunkt an bis zu der warmen Bewillkommnung des kindlichen Herzens. Ja, es ist dann gar keine Wiederkehr, sondern die Natur der Sache würde es mit sich bringen, daß wir den Sohn abermals entsendeten und auf's neue den akademischen Lauf beginnen ließen. Wie erwarten wir also

Fünftens den Sohn zurück in Beziehung auf den Hauptzweck seiner akademischen Studien? Gewiß wird jeder zustimmen, wenn ich kurz sage: Wir erwarten ihn zurück als tüchtig in seinem gewählten Berufsfach. Ja Tüchtigkeit ist das Wort, das auf dem Panier eines jeden Berufes steht. Was ist der Handwerker, der in seinem Handwerk nicht tüchtig ist? was ist der Künstler, der nur mit Werken der Mittelmäßigkeit nachkriecht? Freilich sind die Gaben verschieden; aber entweder hättest du dein Berufsfach gar nicht wählen sollen, oder du besitzest auch so viel Kraft in dir, um wenigstens die Vorstudien zu deinem Berufe mit Tüchtigkeit zu vollenden. Wie diese Tüchtigkeit zu gewinnen, dafür bedarf es vor allem deines Willens; deines Willens von Anfang an, deines Strebens vom ersten Semester bis zum letzten; wer aufschiebt, der will nicht und strebt nicht; und wer auf seiner Wanderung durch fremde Gebiete nach dem Wege nicht fragt, dem ist's um den rechten Weg nicht zu thun, und es ist seine eigene Schuld, wenn er in die Irre geräth. Nicht aber besteht die Tüchtigkeit in der Aneignung von einem hergebrachten Prüfungsmaterial, wofür man dann wohl oft, mehr noch als die Sache selbst, gewisse Persönlichkeiten, Manieren und wechselnde Zufälligkeiten glaubt studieren zu müssen, um doch ja mit dem leidigen Examen fertig zu werden. Ja freilich, dann ist's auch mit dem Examen abgemacht, weil keine Lebenswurzeln da sind. Nein, das akademische Studium soll frei und selbständig sein, soll aus innerem Drange hervorgehen, soll Wurzeln legen, die später zu lebensvollem Wachsthum gedeihen; kurz, soll wahrhaft ein Streben, und nicht ein Einsäckeln für gewisse Eventualitäten sein. Solche Tüchtigkeit offenbart sich daher auch nicht gerade immer in Prüfungen, sondern tritt in ihrer wahren Bedeutung erst später zu Tage. Denn wie Streben und Wollen der Anfang zur Tüchtigkeit ist, so ist es auch ihr steter Begleiter. Alle

Tüchtigkeit besteht in dem Streben nach Vollkommenheit, und Vollkommenheit ist nirgend das volle Eigenthum eines Erdenbewohners. Darum gibt es kein sichereres Zeichen von der Tüchtigkeit des wiederkehrenden Akademikers, als wenn er so wenig daran denkt, daß nunmehr seine Studienzeit vollbracht sei, daß er sich vielmehr freut, nunmehr erst recht selbständig, unter Mitwirkung von praktischer Thätigkeit und Erfahrung, seine Studien fortsetzen zu können; kein sichereres Zeichen seiner Tüchtigkeit, als wenn er sofort zu wissenschaftlicher Arbeit schreitet, und Bücher und Schrift nach wie vor sein tägliches Werkzeug bilden. Tüchtigkeit also im gewählten Berufsfache ist die wahre Urkunde von vollendeten akademischen Studien, und das eigentliche Angebinde zur Bewillkommnung bei der Wiederkehr.

Und doch was ist alle Tüchtigkeit im Berufsfache, was ist alle Wissenschaft und Fertigkeit, wenn sie nicht begleitet, gehalten und getragen wird — nun, ich brauche kaum zu sagen, wovon? — jeder fühlt schon, daß so etwas wie Tugend und Sittlichkeit zur Sprache kommen wird, daß wir in jenen Passus eintreten, der sehr wohl als der moralisirende bekannt ist, der aber doch nimmer fehlen darf, wo wir den ganzen Menschen wollen, und nicht bloß so ein Stücklein von ihm, das man nach dem Maße von Arbeitskraft, von Pferdekraft abschätzen mag. Ja wir wollen moralisiren, aber kurz! Ich frage: Werden wir jenen Handwerker, jenen Geschäftsmann zu dem unsrigen wählen, von dem wir wissen, daß er der tüchtigste, der gewandteste unter allen ist, aber zugleich wissen, daß er ein Betrüger ist? Das ist ein handgreiflicher Satz! aber nicht anders ist es in allen Ständen und Berufen, in aller Wissenschaft und Praxis! Wo die Sittlichkeit fehlt, da fehlt die Wahrheit, da ist Lug und Trug, da ist übertünchter Moder und Sumpf! — Wohlan, du Vater und du Mutter! Euer Sohn kehret zurück; die aka-

demischen Studien sind glänzend gekrönt worden; er bringt Zeugnisse seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, wie sie kaum einem andern ertheilt worden; seine Talente haben ihres Gleichen nicht gefunden. Gewiß eine erfreuliche Kunde! Aber wenn es dann weiter heißen müßte: Sein Charakter jedoch ist nicht der beste; sein Lebenswandel nicht der reinste; von sittlicher Kraft nicht viel zu melden, wohl aber genug von Dingen, die eben nicht geeignet sind, als besonders empfehlend genannt zu werden — mögen wir es so milde ausdrücken, wie nur möglich —, wird es wohl Eltern geben, die das nur mit einem gleichgültigen Achselzucken vernehmen? werden sie nicht vielmehr erschrecken vor einem solchen „Aber", und nicht aus vollem Herzen mit mir einstimmen, wenn ich sage: Wir erwarten

Sechstens den Sohn zurück als sittlich unverdorben, reinen unbefleckten Herzens, und, wie körperlich gekräftigt, so auch im Charakter männlich befestigt für Wahrheit und Gerechtigkeit, für Mäßigkeit und Enthaltsamkeit, für Edelsinn und Selbstverläugnung, lauter Eigenschaften, die wahrhaft nicht im Widerspruch stehen mit Tüchtigkeit in Wissenschaft und Berufsfach, sondern die sichersten Grundlagen und Stützen dafür sind, und selbst da allmählich eine Tüchtigkeit herbeiführen, wo das Talent nicht dazu angethan ist, um ein flackerndes Feuer zu erregen.

Wenn aber wissenschaftliche Tüchtigkeit in Vereinigung mit sittlicher Festigkeit und Herzensreinheit den Sohn vom akademischen Leben zurückführt, was bleibt da noch zu wünschen übrig, um das Willkommen in vollen Sonnenglanz zu setzen? Ich denke, nichts mehr! sobald ich nur unter sittlicher Festigkeit nicht etwa jenes abgemessene Charakterthum verstehe, das sich bloß vor entehrender Gemeinheit verwahrt; nicht etwa jenes philosophische Tugend- und Pflichtenthum, das sich in sich selbst beispiegelt, und in der momentanen An-

erkennung und Achtung, die es findet, seinen Lohn dahin hat; endlich nicht etwa jenes verschwommene Humanitäts- und Bildungsprincip, wodurch der Mensch eine etwas höhere Gattung ausmacht, als das Affengeschlecht; sondern unter Sittlichkeit und Herzensreinheit auch das verstehe, was am Ende denn doch allein einen Grund abgeben kann, um den Kampf mit sich selber zu beginnen, dem Treiben des Moments und des Egoismus entgegenzutreten, und das Wesen der Sittlichkeit als eine Realität anzuerkennen. Ich habe bisher in meinen Worten den Namen „Gottes" noch nicht genannt; ja ich habe noch nicht einmal das Wort „Seele" ausgesprochen. O, das sind zwei Worte, wovon das eine ohne das andere kaum gedacht werden kann; Gott als Gott nach außen hin hat seine volle Bedeutung nur einem ebenbildlichen Geiste, einer Seele gegenüber; und Seele ist nicht Seele, wenn sie nicht ein selbständiges Wesen ist, das auch ohne den Leib bestehen kann, aber eben darum auch in ihrem Selbstbewußtsein zugleich das Bewußtsein eines ewig Göttlichen trägt. Also Sittlichkeit in Verbindung mit Gott als dem Quell und einzigen Grunde aller sittlichen Ideen; Pflicht, nicht als unbegreiflicher Despotismus des eigenen Innern, sondern als Gebot des väterlichen Gottes; und darum Pflichterfüllung als kindlicher Gehorsam gegen diesen väterlichen Gott; und Seele nicht als eine vorübergehende Elektrisirung oder Vibration der Körpermaterie, sondern als wahrhaftige, Gott ebenbildliche, unsterbliche Wesenheit! Wir sind im Gebiete des Uebernatürlichen, des Göttlichen, der Religion! Wer Leben und Lebenszweck, Streben und Befriedigung abschließt mit dem, was man Tod nennt, mit dem Aufenthalt auf Erden, wofür uns kaum das „morgen" gesichert ist, der kann uns nicht mehr folgen. Wer aber nicht ein bloßes Tageswürmlein der Erde in sich und seinem Sohne erblickt, der wird seine ganze Seele ausschütten in unser

Siebentes und letztes Wort: Wir erwarten den Sohn zurück als einen Gläubigen, als ein Kind der Ewigkeit, das mit dem Blick der Hoffnung und den Worten des Glaubens die Flügel der Liebe begehrt, die es zu Gott tragen, und wird nicht begreifen können die Möglichkeit der Frage, ob es denn wirklich einen Vater gäbe, der da sagen könnte: „Ich freue mich meines Sohnes und seiner Tüchtigkeit, obgleich er von Religion und Glauben, von Gott und Ewigkeit nichts wissen will.“

Und nun, geliebte Abiturienten, welch anderes Wort hätte ich an euch noch zu richten, als das Eine — ich will in alltäglicher Sprache reden — ob ihr einverstanden seid mit dem Bilde, das ich für eure Wiederkehr nach Vollendung der nunmehr beginnenden akademischen Laufbahn entworfen habe? Ohne Zweifel sind eure Eltern, zumal im Hinblick auf so manches entgegengesetzte Bild der Wiederkehr, mit mir einverstanden, und eure Gesammtführung gibt mir Bürgschaft, daß auch ihr einverstanden seid. Wohlan denn, verwirklicht dieses Bild an euch! Werdet ihr es verwirklichen, so wird Achtung aller Edlen — Unedle kennen keine Achtung — euer Lohn, Friede der Seele eure Frucht, und die Freude der Eltern ein Stern sein, der auch nach ihrem Tode euch noch freundlich begleiten wird. So wandert hin in die akademische Fremde, so kehret wieder! Und empfanget jetzt für diese geistige Wanderung euern erworbenen geistigen Reisepaß in dem Zeugnisse der Reife.

VII.

Die lateinische Sprache nach ihrem Ursprung und Beruf.

1867.

Wie alljährlich bei dieser Schlußfeier, so haben wir auch heute unsere Schüler in einer Reihe von verschiedenen Sprachen ihre Vorträge halten lassen, auch in solchen, von denen wir gar nicht erwarten, daß sie hier sofort verstanden werden. Es ist also mehr ein Abbild von den sprachlichen Bestrebungen, denen das Gymnasium sich widmet. Denn alle diese Sprachen werden am Gymnasium gelehrt, und wenn auch nicht alle für jeden Schüler verbindlich sind, so ist doch für sie alle die freie Gelegenheit des Unterrichts dargeboten. Da möchte nun wohl manche Mutter seufzen über die hohe Sprachgelehrsamkeit, wozu ihr Sohn am Gymnasium herangebildet werde, und wie herrlich es sei, in so verschiedenen Sprachen reden zu können. Allein Diejenigen, die wir alljährlich als solche entlassen, welche bereits den ganzen Gymnasialcursus vollendet haben, sie wissen es selber am besten, wie weit es mit dem Reden in fremden Sprachen bei ihnen steht, und wie schwer es hält, jene Kluft zu überbrücken, welche durch die Verschiedenheit der Sprachen zwischen den Völkern gezogen ist. Denn Gott hat nun einmal gesprochen: „Kommet, lasset uns ihre Sprache verwirren, daß Einer des Andern Rede nicht verstehe." Und also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, und sie hörten auf, die gemeinsame Stadt zu bauen. Und darum ward der Name derselben genannt Babel, weil daselbst die Sprache der ganzen Erde verwirret wurde; und es zerstreuete sie der Herr nach allen Gegenden der Erde. — Einen weiten Sprung will ich hier mir erlauben. Aus allen Gegenden der Erde, wohin

die Menschen seit jener Zeit zerstreut worden, sind im Laufe dieses Sommers Fürsten und Völkerschaaren nach Paris geeilt und haben den hohen Thurmbau der Weltausstellung betrachtet. Da mochte denn wohl manchem sehr fühlbar sein, daß auf Erden nicht mehr einerlei Sprache geredet wird, und mochte wohl der Gedanke nicht fern liegen, wie wünschenswerth es wäre, schon um der Industrie willen, wenn die einzelnen Völker ihre hartnäckige patriotische Mundart ablegen wollten und allmählich von der Wiege an zu einer einzigen Sprache erzogen würden. Das würde denn freilich, statt die Geister zu vereinigen, sofort eine neue Frage in die hohe Politik bringen, die Frage, welche Sprache zu diesem Weltberufe erwählt werden solle. Ohne Zweifel würde sich die französische vordrängen. Denn das ist ja Thatsache, daß man mit dem Französisch-Parliren am leichtesten forttömmt, schon darum, weil man nicht leicht einen Kellner findet, bei dem man damit nicht seinen leiblichen Bedarf zur Erfüllung bringen könnte. Auch Salon und Kaufläden öffnen sich ihr willig. Und so dürfte denn wohl von manchem erwartet oder gar verlangt werden, daß auch die höheren Lehranstalten vor allem das Französisch-Parliren zu ihrer Aufgabe machten, um doch nicht hinter den Anforderungen an einen guten Kellner zurückzubleiben. Aber da gibt es keine hartnäckigeren Anstalten, als die Gymnasien. Unabänderlich bleiben sie haften an einer Sprache, die kein Volk auf Erden redet, an dem mühseligen Latein, als dem Mittelpunkte ihrer Bildung.

Und was ist denn das für eine Sprache, die lateinische, daß sie für den ganzen Gymnasialcursus, von der untersten Klasse bis zur obersten, unter allen Lehrgegenständen die meisten Stunden in Anspruch nimmt, daß sie den Schüler gleich beim Eintritt in's Gymnasium mit ihren unerläßlichen Forderungen umlagert und dem ganzen Gymnasialstudium

so sehr ihren Charakter aufdrückt, daß ja in manchen Gegenden ausdrücklich der Name Lateinschule besteht? Und nicht etwa hier oder dort, sondern überall, bei allen denjenigen Völkern, die an der Höhe der heutigen Civilisation, d. h. doch vor allem an der geistigen wissenschaftlichen Cultur theilnehmen, aus der ja auch alle die Bächlein der weltbeherrschenden Industrie hervorgehen, überall wird die Grundlage, die Vorbereitung zu den höheren wissenschaftlichen Studien in dem Studium der lateinischen Sprache gesucht, also in demjenigen, was vorzugsweise den Charakter eines Gymnasiums ausmacht. Da muß ja wohl das Latein ein eigenthümliches Geheimniß in sich bergen, daß es eine solche Weltherrschaft, eine solche Vereinigung in dem höheren geistigen Leben der Nationen mit sich führt. Und darüber einiges hier zu sprechen, habe ich nicht unangemessen gefunden für die Bedeutung unserer heutigen Feier.

Ich beginne mit Wiederholung der Frage: Was ist denn das für eine Sprache, die lateinische? — Wenn wir von französischer, englischer, oder auch griechischer und persischer Sprache reden, so wissen wir, daß das eine Sprache ist, die von Franzosen und Engländern, von Griechen und Persern geredet wird oder geredet wurde. Ist so auch das Lateinische die Sprache eines Volkes, das Lateiner heißt, jenes Volkes, das in Latium wohnte? Ja, und auch nein! ist die Antwort darauf. Oder aber, da wir ja wissen, daß es die alte römische Literatur ist, die unserm Studium des Lateinischen zu Grunde liegt: ist also das Latein diejenige Sprache, welche vom Volke der Römer, welche in dem alten Rom geredet wurde? Ja, und auch nein! ist die Antwort. Wir sprechen von römischer Literaturgeschichte und denken dabei an jene Literaturwerke der alten Römer, die in lateinischer Sprache geschrieben sind; aber wir sprechen nicht von lateinischer Literaturgeschichte und nennen die Sprache,

worin jene römischen Literaturwerke geschrieben sind, nicht die römische Sprache. Das ist ein seltsames Verhältniß, wie sich da die Benennungen römisch und lateinisch scheiden und kreuzen. Da müssen wir ja wohl zurückgehen auf die ersten Anfänge, auf den Ursprung dieser geheimnißvollen Sprache. Niemand wird auch nur muthmaßen, als wollte ich irgend neue Resultate aus eigenen Forschungen hier vorbringen. Die hohe Bedeutung einer solchen Sprache muß es ja mit sich gebracht haben, daß alle wissenschaftliche Kraft und alle wissenschaftlichen Hülfsmittel bereits aufgeboten sind, um über diesen Gegenstand Hellung zu verbreiten, wie sie nur immer möglich ist. Aber was hat man bis jetzt erreicht? In Wahrheit nur dasjenige, was so oft das Resultat ist, wenn die Wissenschaft mit Combinationen und Hypothesen dort eindringen will, wo nur das Factum entscheidet. Die Hypothesen mehren sich, und am Ende ist die Sache dunkler, wie sie war. Daher will ich nur in großen Zügen vorführen, was der lateinischen Sprache in ihrem historischen Verlaufe ihren eigenthümlichen Charakter aufgeprägt hat.

Jedenfalls ist für's erste ihre Grundlage, oder auch, soweit das von Sprachen gesagt werden kann, ihr Ursprung in dem alten Latium zu suchen, wovon sie ihren Namen hat. In Mittelitalien, zwischen dem Tiber und dem Liris, lag diese Landesstrecke. Dort ist nun aber gerade ein Punkt, wo naturgemäß die verschiedenartigsten Stämme auf ihren Wanderungen sich treffen mußten. Die von Norden her Eindringenden folgten dem lockenden Zuge nach Süden, und die an den Südspitzen Wohnenden dehnten sich aus nach dem Norden; von Osten und Westen öffnete das Meer seine Bahnen. Ligurer und Siculer, Umbrer und Pelasger, Osker und Sabiner, Rasener und Tyrrhener und noch manche andere Namen bezeichnen die getrennten oder verwandten

Stämme, die sich hier bekämpften oder vermischten. Tritt Italien selbst wie ein Wanderstiefel in die Fluten des Mittelmeeres ein, so ist es auch von Alters her der Sammelplatz für Wanderungen gewesen, und sein Mittelpunkt Latium hat die verschiedenartigsten Bestandtheile in sich aufgenommen. So hat man denn auch in der Sprache des alten Latiums alle möglichen Bestandtheile aufzufinden gewußt, hat sie, abgesehen von dem nächstliegenden Griechisch, in unmittelbare Beziehung zum Celtischen, zum Germanischen, ja selbst zum Hebräischen bringen wollen, gleich als ob schon in ihrem Ursprunge der hohe umfassende Weltberuf angebahnt wäre, der ihr geworden ist. Vor allem aber ist es das griechische Element, das schon in ihren ersten Anfängen sie durchdrungen hat, so sehr, daß schon die Alten selbst ihren Hauptbestandtheil unmittelbar aus dem Griechischen herleiteten und alles andere, was aus jenem Gewoge von Völkerstämmen hervorgegangen, mit Einem Worte als den ungriechischen Bestandtheil, als das Barbaron, bezeichneten. Natürlich hat man für alle diese Annahmen und Untersuchungen nur wenige und ungewisse Haltpunkte, am allerwenigsten für die Zeitverhältnisse, in welchen die verschiedenen Stämme am Tiber schwärmten, bis dahin, wo sich ein zusammengehöriges Volk, das der Latiner, mit seiner zwar gemischten, aber doch einheitlichen Sprache gebildet hatte. Wollen wir uns an Vergil anschließen, so wissen wir, daß er seinen Aeneas alsbald nach dem trojanischen Kriege — also im 12. Jahrhundert v. Chr. — den König Latinus als Herrscher in Latium finden läßt, an den sich sodann vier Jahrhunderte hindurch, bis herab auf Romulus, eine Reihe von latinischen Königen anschließt, unter denen vermittelst der Einheit des Reiches sich eine Sprache festsetzte, die wir nicht die lateinische, sondern vorläufig die latinische nennen wollen. Fällt die Gründung dieser Herrscherreihe ungefähr in die Zeiten, wo im Morgen-

lande das erwählte Volk Gottes den Glanz des Königthums entfaltete und den Thron Davids gründete, so fällt die Gründung der Stadt Rom, der erwählten Weltbeherrscherin, ungefähr mit jener Zeit zusammen, wo dasselbe erwählte Volk des Morgenlandes unter den Mahnrufen seiner Propheten bereits dem Zerfall entgegensank und in der ersten Wegführung nach Assyrien ein drohendes Strafgericht empfing. Rom, das kleine Städtlein, gegründet von königlichen, ja, wie die Sage meldet, von göttlich entstammten Söhnen, die im Verborgenen als Hirten gelebt, also Göttliches, Königliches, Hirtliches vereinigend — Rom wurde rettendes Asyl, Rom wuchs, ward Hauptstadt in Latium, dehnte seine Macht gleichsam wie ein organisches Gewächs fest wurzelnd in's Weite und ward Herrscherin über jenen ganzen mittleren Theil Italiens, der seit uralters einen wahren Conflurus von den verschiedenartigsten Volksstämmen in sich vereinigt hatte. War aber Rom Hauptstadt in Latium, und war es dann fernerhin das organische Herz und der organische Kopf, also gleichsam die einheitliche Person für die erweiterte Macht, so mußte es auch der Halt- und Mittelpunkt jener latinischen Sprache werden, in der es gegründet war. Und so gestaltete sich allmählich eine lingua Romana, eine römische Sprache, zwar unmittelbar hervorgegangen aus dem Alt-Latinischen, aber immer doch mit ihrer besondern Beschränkung einerseits, und mit Bereicherung aus den Mundarten der unterworfenen benachbarten Volksstämme anderseits. Dieser römische Dialekt des Latinischen ward bei der Stellung Roms naturgemäß die Volkssprache und verbreitete sich von Rom aus über die besiegten umwohnenden Stämme.

Haben wir damit nun diejenige Sprache gewonnen, die wir die lateinische nennen? Noch immer nicht! Sondern wir haben nur jene lingua Romana rustica, vulgaris, plebeja, wir könnten sagen jene plattrömische Sprache, oder

wie man sie genannt hat, jene alt-romanische Sprache, welche durch die römischen Kriegsheere und Ansiedelungen mit dem Erringen der Weltherrschaft weithin getragen wurde und dort, wo sie nicht vor dem feineren, gebildeteren Griechisch sich zu beugen hatte, die Landessprache der Eingeborenen überwältigte und im Munde derselben wieder besondere Gestaltungen empfing. Das ist der Ursprung derjenigen Sprachen, die wir jetzt mit dem Namen neuere romanische Sprachen bezeichnen. Nicht also die Sprache eines Cicero, Cäsar und Augustus, nicht die lateinische Sprache, wie wir sie in den römischen Schriftstellern lesen, ist in dem Munde der Besiegten durch Verderbniß zu einer französischen, spanischen, italienischen geworden, sondern jene altrömische Volkssprache, die sich am ähnlichsten in der Sprache der Rumänen erhalten haben soll, und die schon zu Augustus' Zeiten von den vornehmen, feingebildeten Römern kaum verstanden wurde, ähnlich, wie bei uns ein nur in der Schriftsprache Gebildeter nicht den Volksdialekt versteht. Diese römische Volkssprache ist es, die sowohl mit naturgemäßer organischer Veränderung, als auch unter Einwirkung jener Völker, von denen sie aufgenommen wurde, ihr Leben fortsetzte, bis daraus die verschiedenen Zweige selbständiger veredelter Schriftsprachen sich entwickelten, die wir als die neuern romanischen Sprachen kennen.

Um dagegen zu unserm Latein zu kommen, mußte jene alt-römische Volkssprache noch ein Element in sich aufnehmen, das nicht sowohl ihren materiellen Bestandtheil, sondern ihr eigentliches geistiges Leben durchdrang und ihr jenen höheren, man könnte sagen vornehmen Charakter gab, der sie als eine geistig-höfische, oder als gemessene Schrift- und Kunstsprache kennzeichnet. Dieses Element war das der griechischen Literatur; wir sagen das der griechischen Literatur, nicht der griechischen Sprache als solcher. Denn,

wie bereits bemerkt, schon das Alt-Latinische war durch die Pelasger und verschiedene griechische Ansiedelungen so sehr von griechischem Stoff durchdrungen, daß man diesem gegenüber alle andern Bestandtheile unter dem gemeinsamen negativen Namen als den ungriechischen Bestandtheil bezeichnet hat. Jetzt aber trat der griechische, wir möchten lieber sagen, der hellenische Geist an die römische Sprache heran und übte seine überall unwiderstehliche Bildekraft an ihr. Als nämlich die Römer seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. mit den Griechen in engere Berührung kamen, als sie die Herren von Süditalien und Sicilien wurden, wo überall in den Kolonieen griechische Sprache und griechisches Leben herrschte, als sie in den griechischen Theatern die Macht der Sprache und künstlerischen Darstellung empfanden, da beugte sich der siegreiche Kampfesheld vor dem siegreichen Geiste, und der zur Herrschaft berufene und seines Berufes sich bewußte patriotische Römer empfing einen Trieb, sich auch im Geistigen emporzuarbeiten und auch hierin den strebsamen Patriotismus zu bewähren. Es begann die römische Literatur! Aber nicht Römer vermochten es, diese bildsame Hand sofort an ihre Sprache zu legen, sondern Griechen waren es, welche mit ihrer alles bemeisternden Leichtigkeit, womit sie von Anfang an alles Fremde zu hellenisiren verstanden, auch die römische Sprache in Fluß und Schmiegsamkeit brachten. Livius Andronikus steht an der Spitze der römischen Literatur; er war Grieche, wurde römischer Kriegsgefangener, Sklave, Freigelassener, und siehe da, in demselben Jahre, wo der erste Punische Krieg zu Ende ging, 241 v. Chr., brachte er schon sein erstes, natürlich den Griechen nachgebildetes, aber in römischer Sprache geschriebenes Theaterstück auf die Bühne; von 20 seiner Stücke hat man noch die Namen; und so gewaltig griff er ein, daß er selbst den Homer, die Odyssee, den Römern in

ihre Sprache übersetzte. Es folgte Nävius, es folgte Ennius; beide geborene Griechen. Ennius war gleichsam der Klopstock, ja der Dante für die römische Literatur und Sprache; er übte die Poesie nach allen Seiten mit Kraft, Geist und Geschick, und war der erste, der die römische Sprache so sehr bewältigte, daß er statt des alten volksthümlichen Saturnischen Verses sogar den Hexameter in sie einzuführen wußte. Schon dieses einzige Factum würde genügen, um zu begreifen, was für ein Umschwung damals in die römische Sprache gebracht, wie sie wahrhaft hellenisirt wurde, ohne sich selbst aufzugeben, also recht in einer des Römers würdigen Weise, der sein Römerthum als Fels bewahrt, aber bildsamen Triebkräften nicht widerstehen will.

So war aus der römischen Sprache eine Schriftsprache, eine Literatursprache geworden; die römische Literatur, d. h. die Literatur des römischen Volkes hatte begonnen. Aber die Sprache? — hier müssen wir zurückgreifen. Wir sprachen von der römischen Volkssprache, von der lingua Romana rustica, woraus die sogenannten romanischen Sprachen hervorgegangen. Ohne Zweifel, weil es in der Natur der Sache lag, hielt man in den höheren Ständen der Stadt Rom auch schon vor der hellenischen Umbildung auf einen reineren, gewähltern Ausdruck im öffentlichen wie im Privatleben und konnte also auch schon damals von einer lingua urbana, einer lingua nobilis sprechen, die sich über der platten Volkssprache in gesonderter Höhe hielt. Aber diese, wir wollen sagen Noblesse-Sprache, war es auch gerade, welche von jenem hellenischen Bildungsgeiste erfaßt, verarbeitet, vergeistigt und geformt, und so zu einer Art von Kunstsprache emporgebaut wurde, zu welcher die Volkssprache wie zu ragender Höhe bewundernd, aber doch patriotisch vertraut, weil sie aus ihrem Stoff erwachsen war, emporblickte. Und das ist die Lateinische Sprache; das ist die

Sprache der römischen Literatur. Es ist lateinische Sprache, aber nicht die Sprache der Latiner; es ist römische Sprache, aber nicht die Sprache des römischen Volkes und der römischen Legionen. Es ist wahrhaft eine Geistessprache; denn für Geisteswerke und Geistesakte wurde sie geformt, und mit bewußter Geisteskraft wurde sie verarbeitet und veredelt. Es ist eine noble Sprache; denn aus jenen Geisteswerken ging sie zunächst nur in die Kreise der höheren gebildeten Stände über. Es ist eine Herrschersprache; denn es wurde die Sprache des weltbeherrschenden Senats, es war die Sprache am Hofe des weltvereinigenden Augustus. In stätigem, besonnenem, vorsichtigem Zuge, unter der Pflege berufener literarischer Größen, wuchs dieser hellenisch erwärmte römische Sprachbaum empor. Als die hellenische Sprache in Alexandrien die heiligen Bücher des erwählten Volkes durch Uebersetzung vor aller Welt offen legte (denn in aller Welt wurde Griechisch verstanden, während das reine Hebräisch schon an den Wassern Babylons in Thränen zergangen war), um dieselbe Zeit näherte sich die fortschreitende Herrschermacht Roms in Süditalien demselben hellenischen Geiste, um alsbald auch eine Herrscher sprache durch seine Mithülfe zu empfangen. Während dasselbe Volk Gottes unter syrischer Botmäßigkeit immer mehr seine Selbständigkeit verlor und zuletzt gewaltsam durch griechische Gymnasien hellenisirt werden sollte, drang, wie das Schwert, so auch die Herrschersprache Roms in Briefen und Beschlüssen des Senats nach dem Orient vor. Ich sage, die Herrschersprache, die hohe Sprache des Senatus populusque Romanus, wie sie damals, nicht sklavisch, sondern wie ein fürstlicher Zögling an der Hand der griechischen Führerin sich bildete. Denn die damalige Weltsprache war und blieb das Griechische, und wo dasselbe herrschte, da mußte sich auch die lingua rustica der römischen Legionen beugen. Aber über dem

Gespräch der Völker klangen schon damals die Herrscherworte aus Rom, die lateinischen Worte, wie Posaunentöne. Griechenland fiel zusammen; Korinth loderte in Flammen auf um dieselbe Zeit, wo die Makkabäer ihre letzten Heldenanstrengungen übten, deren zweiter Bericht schon in griechischer Sprache verfaßt wurde, also in jener Sprache, in welcher nun bald eine neue Botschaft allem Volke verkündigt werden sollte. Und Judas der Makkabäer schickte eine Gesandtschaft nach Rom, um mit den Römern Freundschaft und Bündniß zu schließen, damit sie das Joch der Griechen von ihnen nähmen, und weil sie sähen, daß man das Reich Israel knechtisch drücken wolle. Und die Gesandtschaft trat in den Senat zu Rom, und ihre Rede gefiel den Römern, und sie schlossen ein Bündniß mit den Juden, dessen Worte sie ihnen, auf eherne Tafeln geschrieben, mit nach Jerusalem gaben, und die da beginnen: „Bene sit Romanis et genti Judaeorum. Es gehe wohl den Römern und dem Volke der Juden zu Wasser und zu Land immerdar, und Schwert und Feind seien fern von ihnen.“ Und gebietende Worte sandten die Römer an die Könige des Orients, daß sie den Juden nichts zu Leide thun sollten, um dieselbe Zeit, wo in Rom selbst die erste Gährung zu einer Umgestaltung der Dinge begann, die Gährung der Gracchischen Unruhen, woraus dann weiterhin, unter fortschreitender Weltbezwingung, die Triumvirate und zuletzt in der Fülle der Zeiten der Alleinherrscher Augustus hervorging, zu derselben Zeit, wo der Scepter von Juda hinweggenommen wurde.

Aber wir haben unser Latein verlassen und sind in geschichtliche Combinationen verfallen. Freilich in geschichtliche Combinationen; denn der Beruf des Lateinischen ist ein welthistorischer, der wundersam über den gleichfalls hohen Beruf des beweglichen griechischen Geistes hinübernickt zu jenem stillverborgenen Volke, das seinen Beruf in der

Bewahrung des Ewigen trug. Mit dem Falle Korinths, mit dem Eindringen der Römer auf griechischen Boden ward mächtiger die Einwirkung der griechischen Bildung und der griechischen Literatur, an der sich die Kunstsprache der römischen Schrift, der hohen römischen Politik und der edleren Stände, also die lateinische Sprache weiterbildete bis zu ihrer Vollendung zur Zeit Cäsars und Augustus'. Cicero schon kann als dieser Vollender in der Prosa, also im eigentlich Sprachlichen gelten. Er steht an der Scheide zwischen der gebietenden Roma und dem gebietenden Alleinherrscher. Er ist es, der dem Latein den letzten bleibenden Stempel aufgedrückt, es ebenso für den Strom der Beredsamkeit und den Ernst der Drohung, wie für die scharfe Scheidung der Begriffe und Gerechtsame, ebenso für die unnahbare Festigkeit des Placuit nobis, des Decrevimus, des do, dico, addico, wie für die abstracte Speculation und die mild eindringende Briefform flüssig gemacht hat. Wundersam ist es, daß, wie aus der kleinen Stadt Rom die Völkerbezwingerin, die Weltbeherrscherin, und zuletzt der Alleinherrscher hervorgegangen, so umgekehrt aus dem Gemisch von verschiedenen Sprachelementen die einheitliche, über allen Volkssprachen schwebende, lateinische Sprache emporgewachsen, und wunderbar, daß auch diese Sprache zuletzt in einer einzigen Person, in einem Alleinherrscher sich sammelte, in Cicero; denn das steht nun einmal fest, daß ein Ciceronisches Latein jenes Latein ist, wornach alle Latinisten streben; eine Erscheinung, wie sie in keiner andern Sprache wiederzufinden.

Mit Cicero war das Latein als eigentliche Schriftsprache fertig; latine scribere heißt bei ihm nicht etwa, „in römischer Sprache schreiben," sondern die gebildete römische Sprache richtig, rein und schön schreiben. Es war im Grunde nur echter Patriotismus, daß man seit der hellenischen Herausbildung der höheren römischen Sprache aus der Volkssprache

auf den Namen Latium zurückging und die gebildete Sprache die lateinische nannte, während der römische, der romanische Name, der schon eine weitere Bedeutung bei den Völkern erhalten hatte, bei der Volkssprache verblieb. Cicero reichte noch demjenigen die Hand, welcher den Erdkreis unter seinem Scepter vereinigen sollte, und trat vom Schauplatze. Die Erde war reif für eine große Ernte und war bereit für eine große Aussaat. Die Griechen hatten ihren hohen Beruf erfüllt; griechischer Geist beherrschte die Geister; griechische Sprache war Weltsprache geworden, war die Sprache, worin aller Welt die Wiedergeburt, deren Verheißungs-Urkunde in still verborgener hebräischer Sprache niedergelegt worden, verkündigt werden sollte. Die Römer hatten ihren Beruf erfüllt; alle Völker waren unter einem einzigen Scepter vereinigt, und dieses Scepter wurde mit einer Sprache geführt, die nimmer und nirgends als Volkssprache geredet worden, sondern ihren Beruf in der Höhe bewahrte; war doch in Rom selbst das Griechische vielfach die sogenannte Salonsprache, während im Senat und in den höheren patriotisch-wissenschaftlichen Kreisen nur das ernste gemessene Latein vernommen wurde.

An des Augustus Hofe nun sammelte sich rasch wie um einen einzigen Mittelpunkt die klassische Literatur der Römer. Die lateinische Sprache in ihrer Vollendung als solcher, in ihrer Reinheit, Klarheit und strengen Würde war mit Cicero abgeschlossen; der gewaltige Cäsar hatte ihr nebenher die Glätte, man könnte sagen die diplomatische Klugheit gegeben; an des Augustus Hofe feierte sie nunmehr gleichsam ihren Triumph, ihren poetisch-patriotischen Jubel, daß sie auch in Vielseitigkeit mit der griechischen zu wetteifern wagen und sich in Hymnen ergießen könne. Mäcenas war der belebende Mittelpunkt dieser Bestrebungen und mit seinem und des Augustus Hingang war auch die römisch-klassische Literatur, man

kann sagen zu Grabe getragen. Derselbe Nero, der das alte Rom in Brand steckte — um aus der Asche die Siegespalme der Apostelfürsten hervorwachsen zu lassen — er wüthete auch gegen die letzten würdigen Vertreter der römischen Literatur; ein Seneca und Lucanus mußten sich selbst den Tod geben; ein Persius hatte schon ausgezürnt, und ein Juvenal sollte noch eine Zeit lang fortzürnen über den Trümmern der alten Römertugend. Was weiterhin in der römischen Literatur nachfolgt, hat meistens nur Werth durch den Inhalt, aber nicht mehr durch die Darstellung. Selbst das Latein dieser nachaugusteischen heidnisch-römischen Literatur geht rasch seiner Entstellung, Verschraubung und Entwürdigung entgegen. Die Sprache eines Tacitus würde man widerlich, affectirt und verschroben nennen müssen, wenn sie nicht gerade in dieser Form getragen würde von dem edlen Unmuth, womit er den Zerfall des Reiches und der Sitten sah. Und so würde die lateinische Sprache, wenn sie nur an die römische Literatur geknüpft wäre, geschweige, wenn sie als Volkssprache hätte fortleben wollen, alsbald, ähnlich wie später die griechische, in sich selber zerbröckelt worden sein. Aber das Latein, wie es in der Fülle der Zeiten vollendet, also als solches eigentlich geboren worden, hatte einen höheren Beruf. Es sollte seine Bahn nehmen hoch über den Sprachen der Völker, hoch über der römischen Literatur; es sollte die Weltsprache des Geistes, der Wissenschaft, der Kirche werden. In den ersten Jahrhunderten war es noch der Beruf des schmiegsamen Griechischen, die Völker geistig zu sammeln und im Verständnisse des Glaubens und Wissens zu binden; als dieses Band aber geschlungen war, da nahm alsbald immer mächtiger von Rom aus die lateinische Sprache das Scepter in die Hand, wozu sie erzogen war. Der griechische Orient ging seiner Erstarrung entgegen; im Abendland regten, oder vielmehr setzten sich die Geister, und ihre

Sprache war das Latein; nicht das Latein der damaligen noch nachvegetirenden römischen Literatur, sondern jene Hochsprache der Augusteischen Zeit, die sich nunmehr auch der neuen Begriffe zu bemächtigen wußte, und dadurch zwar scheinbar oft in abweichende Gestaltungen überging, aber doch immer wieder sich erfrischte an dem Latein der Augusteischen Zeit und so die hohe Herrscherwürde bewahrte, wozu sie berufen worden. Und die Masse der Schriftwerke, die neue Literatur, die an diesem Strome des Lateinischen sich aufbaute, was ist sie anders als die gesammte wissenschaftliche Literatur des Mittelalters und theilweise dann weiter herab bis zu unsern Zeiten. In der lateinischen Sprache verstanden und verstehen sich die Träger der Wissenschaft bis auf den heutigen Tag; in ihr haben sich die Völker gleichsam geistig wieder geeinigt, nachdem der Stolz des Materiellen beim Thurme Babylons sie verwirret. Es ist keine todte Sprache — denn als eigentliche lateinische Sprache ist sie nie eine lebende Volkssprache gewesen —, sondern sie ist seit ihrer Vollendung in der Region des Geistes fortwährend eine lebende Sprache geblieben; sie nahm das Herrscherscepter aus der Hand des Augustus und verwandelte es in ein geistiges Scepter und führte dieses Herrscherscepter vom Mittelpunkte Rom aus weithin über die Lande. Und als das Gewoge der Völkerwanderungen gleichsam eine neue Sprachverwirrung herbeizuführen schien, da war sie es, die über ihnen allen ihre Stimme bewahrte, und derselbe Gewaltige, der alsdann mit dem Scepter die Völker wieder band, der Imperator Carolus Magnus, war es auch, der dem Strome der lateinischen Sprache von Rom aus die Kanäle öffnete, er, der als königlicher Sänger den Weihegesang für alles hohe Beginnen, den Hymnus Veni creator Spiritus, ergossen haben soll. Und wenn ja in den folgenden Jahrhunderten theils durch die Eigenthümlichkeit der zu

behandelnden Gegenstände, theils durch ein gewisses allzu großes Sicherheitsgefühl, die Reinheit und Classicität des Lateinischen eine Einbuße erlitt, so kehrte man gerade zu der Zeit, wo die Völker auf's neue sich im Heiligsten zu scheiden begannen, desto scharfer, man kann sagen unnachgiebiger, zu jener Classicität zurück. Restauration der Wissenschaften hat man diese Zeit genannt, mit vielfach ungerechtfertigtem Stolze; die Wissenschaft hatte wahrlich nimmer geschlafen, ebenso wenig als die Hüterin derselben, die Kirche; aber das Latein, und zwar gerade vorzugsweise in Rom und von Rom her, trat aus dem Getriebe mit neuem, gereinigtem Glanze hervor, und hat bis auf den heutigen Tag diese Reinheit und Klarheit, man könnte sagen unantastbare Heiligkeit bewahrt, so gewiß, als seitdem überall ein Ciceronisches Latein gefordert ward und zuletzt gewissermaßen ein Stand von Wächtern in den Philologen aufgekommen ist, um die Latinität zu hüten und zu wahren.

So haben wir in Kürze schon angedeutet, daß die lateinische Sprache, welche in ihrer bleibenden Gestalt zu Augustus' Zeiten geboren, über den Trümmern des römischen Reiches ihren glorreichen Beruf erst recht begann, allerdings in dem Verlaufe der Jahrhunderte ihre Perioden gehabt hat; aber es sind das nicht Perioden des Aufblühens und des Verfalls, des Verwandelns und Ablebens, sondern nur eine zeitweilige Verdunkelung trat ein; sie selbst blieb immer dieselbe, und trat nach der Verdunkelung mit desto reinerem Glanze hervor. Nichts ist ungerechter als jene bekannte Schmähung, womit man das Latein des Mittelalters überhäuft hat. Ja, wenn man aus jeder kleinen Chroniken-Aufzeichnung und Schenkungsurkunde, wenn man aus jenen Niederungen, wohin das Latein nicht gehört, wo es gleichsam in ein Drama Satyricon geräth, wenn man aus Küchen- und Kellerdingen die Proben hervorsucht, dann mag man

immerhin auch den Ausdruck „Küchenlatein" gebrauchen; aber über diesen Niederungen, in jenen Regionen, wo die lateinische Sprache ihren Weltberuf erfüllt, da hat sie auch immer ihre Würde und ihre Kraft bewahrt; da hat sie allem Wechsel der Wissenschaft Ausdruck zu verleihen gewußt; da ist es eine und dieselbe Sprache, die einige, allgemeine, die in weit getrennten Jahrhunderten und Ländern ein Te Deum laudamus, ein Veni Creator, ein Lauda Sion, ein Dies irae erschallen läßt. Es ist die ewige Sprache; sie wird nicht untergehen bis an das Ende der Zeiten. Und wenn heutzutage mächtig an ihr gerüttelt wird, wenn man sie wegrasiren möchte wie eine Ruine des Mittelalters, und selbst die Universitäten, deren Muttersprache sie einst war, gegen sie auftreten, so wird man ihren Bestand nur fester, ihr Gebiet nur heiliger und unantastbarer machen, daß sie weiterhin ihre Säcularfeiern begehen kann. Selbst abgesehen von dem Geheimnißvollen, das ihrem Berufe anhaftet: wir sind nun einmal geistig gegründet in ihr, können nicht aus ihr heraus, wenn wir nicht allem geistigen Leben und Besitze den Boden wegnehmen wollen. Denn sie ist nun einmal die Sprache der Wissenschaft gewesen alle die Jahrhunderte herab; Medicin und Jurisprudenz, Theologie und Philosophie, alles, was die Universitäten zu bieten haben, würde seine wissenschaftliche Bedeutung verlieren, unsere gesammte Geschichte würde zerrinnen, wenn wir die Sprache verlören, die uns zu den Quellen führt.

Das ist die Stellung dieser wunderbaren Sprache! Das ist die Geschichte ihres Ursprunges, ihres felsenartigen Bestandes, ihres geheimnißvollen Berufes. Was liegt da näher, als zu fragen, ob denn auch in der Sprache selbst, in ihrem Bau und in ihren Formen so etwas Eigenthümliches enthalten sei, daß sie zu solcher Stellung berufen worden. Wer könnte daran zweifeln? Aber solches nachzuweisen, oder auch

nur andeutend darüber zu sprechen, wie unverletzlich ihre Gesetze und Regeln sind, wie statuenartig sie die einzelnen Begriffe auftreten läßt, ohne Artikel, ohne verschmelzende Zusammenziehung, und wie logisch-juristisch, ohne subjective Färbung und vieldeutige Partikeln, sie die Sätze verbindet und die Modi der Aussage wahrt: dafür kann hier nicht der Ort sein. Schon das Eine genügt, daß sie fortwährend eine Sprache der Höhe gewesen ist, daß sie sich sträubt, in die Niederungen und Materialitäten der Alltäglichkeit einzugehen, wie zu Cicero's Zeit, so bis auf den heutigen Tag; wo sie es versucht hat, hörte sie gewissermaßen auf lateinisch zu sein und wurde Küchenlatein. Und jene römischen Classiker, die uns diese Sprache zubereitet haben — was ist vor allem der Kern ihrer Ideen, ihrer Begeisterung? Es ist Rom, es ist die Ewigkeit Roms! Der Begriff der Ewigkeit knüpft sich schon an die Kindheit Roms, knüpft sich an das geheimnißvoll bewahrte Palladium, an den vom Himmel gefallenen Schild, an das jungfräulich genährte ewige Feuer. Die Ewigkeit Roms war der Brennpunkt, worin sich die Begeisterung seiner Redner und Dichter entzündete, war der Culminationspunkt, worin alle Schriftsteller gipfelten, aus denen wir unser Latein kennen, war also auch wohl der Geist, der dieser *Sprache* den Stempel der Ewigkeit gegeben, bis an das Ende der Tage.

Auch ihr, geliebte Abiturienten, an die ich mich jetzt wende, seid in diese Sprache gleich beim Eintritt ins Gymnasium gleichsam eingewickelt und dann an ihr großgezogen worden. Es versteht sich von selbst, daß alle andern Lehrgegenstände ihre bildende Kraft besitzen und sie gleichmäßig an euch haben erweisen sollen, durch Vermehrung der Kenntnisse und Schärfung des Geistes. Aus Erfahrung wissen wir, daß das Materielle der Kenntnisse, wenn nicht das besondere Fachstudium wieder darauf zurückführt, sehr bald er-

bleichet und vielfach zerrinnet. Es wird die Zeit kommen, wo mancher von euch seine liebe Noth haben wird, das Griechische auch nur noch lesen zu können. Aber das Latein wird auf euerer wissenschaftlichen, sowie amtlichen Bahn auch wider Willen euch festhalten, wird selbst am Krankenbette die geheimnißvolle Sprache für den consultirenden Arzt sein. Aber auch aus freien Stücken haltet fest an dieser Sprache! Haltet fest an ihrem Verständniß; denn habt ihr das verloren, so habt ihr gewissermaßen euch selbst verloren; denn ihr hättet euren wissenschaftlichen Geist eingebüßt und euch von dem Boden der Quellen losgesagt, auf den alle wissenschaftlichen selbständigen Forschungen zurückführen. Haltet aber auch fest an dem Geiste dieser Sprache! Ich habe sie eine Sprache der Höhe genannt, die ihrer Natur nach sich sträubt gegen alles Gemeine und Frivole. So haltet auch ihr euch in einer ähnlichen Höhe! wandelt klar und wahr, ernst und gemessen, würdig und männlich, wie diese Sprache einhergeht, da wo sie in ihren Elementen ist und ihre reine Form bewahrt. Nicht das Materielle, auch nicht das Phantastische, sondern das Ideal-Praktische ist ihr Element. Haltet fest an Ideen! an solchen, die praktisch werden, und in der Praxis Würde verleihen; die dem Leben Bedeutung, und dem Berufe Wirksamkeit sichern. Haltet fest an der Idee einer wahrhaft männlichen, aufopfernden Vaterlandsliebe, wie die römischen Classiker sie athmen; denn im Vaterland wurzelt die Kraft des Wirkens, wozu ihr berufen seid. Haltet fest an der Idee des Ewigen, wovon dieselben Classiker ihr geliebtes Rom nicht trennen konnten; wer die Idee des Ewigen verliert, hat das Leben verloren, weil sein Leben nur Schattenspiel geworden. Haltet auch fest an der Idee eines geistig Gemeinschaftlichen, eines einheitlich Allgemeinen, wie es der Charakter des Lateinischen geworden über den Trümmern der römischen Weltherrschaft; denn das wahrhaft alle Geister Vereinigende und sich selber

gleich Bleibende kann in seiner Vollendung nur das höchste Beste — das Heilige sein, wornach wir alle zu streben haben. Darum noch einmal: Haltet euren Geist und Wandel in der Höhe. Empfanget das Zeugniß, welches euch sagt, daß ihr zu höherem Wandel berufen seid!

VIII.

Ueber das Lesen und die Privatlectüre.

1868.

Indem ich diese Stelle betrete, weiß jeder, daß es sich nicht bloß um einige einleitende Worte für Entlassung der Abiturienten und für die Preisvertheilung handelt, sondern daß auch irgend ein besonderer Gegenstand in nähere Ansicht genommen werde. Darum will ich denn auch sofort mit folgendem eigenthümlichen Paradoxon beginnen:

Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen.

Das ist ein Ausspruch von Lichtenberg. Ein vortrefflicher Ausspruch! Er zieht uns einen Vorhang auf, hinter welchem wir die seltsamste Operation des menschlichen Geistes sehen. Ein Philosoph sagt: Bei einem Weisen heißt leben so viel als denken. Das betrifft nicht etwa den hohen Gelehrten, die sogenannten Männer der Wissenschaft, nein es betrifft jeden Menschen, so gewiß als jeder Mensch nicht etwa das Recht, sondern die Pflicht hat, ein Weiser zu sein vor Gott und den Menschen. Wo der Mensch nicht denkt, da ist er nicht mehr der ganze Mensch, da hat er gerade seinen bessern Theil, seinen Geist beiseite geschoben. Wir wollen nicht in die abstracten Höhen oder Tiefen des Denkens steigen,

wir wollen bei dem täglichen Arbeiter bleiben, und sagen: es gibt keine wahrhaft menschliche Arbeit, keine Arbeit mit menschlicher Hand, womit nicht zugleich das Denken verbunden ist. Der Steinklopfer am Wege, er muß sein Denken auf den Stein richten, den er treffen will, sonst haut er daneben; und in demselben Maße, als sein Denken sich von dem Steine entfernt, fängt der Hammer an sich langsamer zu erheben und zuletzt zu ruhen. Arbeiten, wahrhaft menschliches Arbeiten, ist also immer mit Denken verbunden, und auch der gewöhnliche Handarbeiter, wenn er seine Arbeit nach rechter Pflicht thut, kann sich zu jenen Weisen rechnen, bei denen leben so viel heißt als denken. Und nun das Lesen! das ist ja recht eine höhere geistige Beschäftigung. Schon das Lesen an und für sich ist ja eine Sache des Geistes! Nachdem das Kind schon gar viel bei seinen Spielen gedacht und mit Aufmerksamkeit überlegt hat, beginnt erst die Zeit des Lesenlernens, und welche Arbeit kostet es, um endlich wirklich lesen zu können! Und was ist das, was gelesen wird? Es sind ja wieder nur Gedanken, Gedanken eines andern, die man mitzudenken hat. Denn alles Gelesene besteht aus Sätzen, und ein Satz ist, wie die Schule sagt, ein ausgesprochener Gedanke. Und dennoch: „Es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, damit sie nicht denken dürfen."

Gibt es denn ein Lesen ohne Denken? Mindestens ebenso gewiß, als es ein Zuhören ohne Denken gibt; denn lesen ist ja zunächst nichts anderes, als zu sich sprechen lassen. Und wenn es nun Lesesachen gibt, die eben nichts anderes wollen, als mir etwas verzählen oder vorsprechen, mich, wie man zu sagen pflegt, bloß unterhalten und amüsiren; oder wenn ich meinerseits mir im Lesen nur immer weiter und weiter etwas vorsagen lasse, ohne mit Herz und Urtheil darauf einzugehen, so bin ich ja ganz passiv dabei, übe das

Denken weniger, als jener Steinklopfer am Wege, der den rechten Punkt ausmustert, wo er den Stein treffen will. Und wo sind denn solche Leser? O, man frage die Zeitungen und Unterhaltungsblätter, man frage die Leihbibliotheken und die Kaffeehäuser, man frage die Müßiggänger und die Langeweilhaften, und man wird Kunde empfangen, wie viel der Lesenden sind, aber in dieser Kunde auch die Gewißheit, daß es ein Lesen ohne Denken gibt, ein Lesen, wobei der Geist gleichsam zu einem Wickelkindchen wird, um sich entweder reizen oder kitzeln, oder träumerisch einschläfern zu lassen. Kann ja das Lesen zu einer Sucht, zu einer krankhaften Leidenschaft werden, wo doch gewiß die Hoheit der Denkkraft nicht mehr das Ruder führt. Und selbst wenn von hoher Politik, von Feldzugsplänen und Internationalitäten die Rede wäre — auch solchen Artikeln gegenüber gibt's bei den Zeitungslesern ein Lesen ohne Denken.

Aber unser Spruch sagt noch mehr als das; er sagt nicht bloß, daß es sehr viele Menschen gäbe, die da lesen, ohne zu denken, sondern die gerade darum, und bloß darum lesen, damit sie nicht denken dürfen, die also das Denken *scheuen*, ihm entgehen möchten, wenn es auf sie eindringt, und einen Schlupfwinkel dafür im Lesen finden. Was mag das für ein Denken sein, dem der denkfähige Geist sich zu entziehen sucht? Nun, wir haben ja schon angedeutet, daß das wirkliche Denken eine *Thätigkeit* ist, ein selbstthätiges Hinrichten und Anstrengen des Geistes, und wäre es auch nur ein Hinrichten auf das Nadelöhr, um den Faden hindurchzuziehen; das Lesen aber kann ohne selbstthätige Mitwirkung geschehen, kann zu einem bloß passiven Aufnehmen werden, wie das immer offen stehende Ohr die Klänge aufnimmt, die zu ihm herankommen. Es wissen's die Damen, daß das Stricken zu einer Fertigkeit werden kann, wobei gleichsam nur eine mechanische, bewußtlose Fingerbewegung

stattfindet, und womit daher auch recht wohl sogar das Lesen in einem Buche verbunden werden kann; schlüpft aber zufällig die Stricknadel aus den Maschen heraus, so ist gleich ein Aufmerken, ein Hinrichten des Geistes nöthig, um die Maschen wieder aufzunehmen. Ebenso ist das bloß passive Lesen nur eine mechanische Bewegung des Geistes, ohne selbstthätige Kraftanstrengung, kann also recht eigentlich zu einem geistigen Müßiggang werden, wo der Geist, der seiner Natur nach füglich nicht ruhen kann, sich von einem andern Geiste gleichsam auf dem Rücken tragen läßt, und sich dabei einbildet, er gehe auf eigenen Füßen. Also: es gibt wirklich sehr viele Menschen, die bloß lesen, um geistig müßig zu gehen, um den Geist nicht selbstthätig anzustrengen, d. i. um nicht wahrhaft denken zu dürfen. — Aber es ist nicht bloß das selbstthätige Denken als solches, sondern es gibt auch manches einzelne Gebiet des Denkens, dem durch Lesen entgangen werden soll. Und da gibt es besonders Ein Gebiet, das vorzugsweise gescheut zu werden pflegt. Es liegt in der Natur des selbstthätigen menschlichen Denkens, daß es auf den Quell zurückführt, woraus es hervorgeht. Dieser Quell aber ist nichts anderes als das Selbstbewußtsein, ist die hohe Würde des Menschen, daß er sich selbst denken, sich selbst betrachten und prüfen, mit sich selbst reden und verhandeln kann. Und so gewaltig macht sich diese Würde geltend, daß unwillkürlich, wenn der Geist nicht durch äußere Objecte gehalten wird, er zu jener seiner höchsten Thätigkeit sich gedrängt fühlt, daß er sich selbst denkt, daß er sein eigenes Denken und Empfinden, sein eigenes Wollen und Wünschen, sein Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, sein Sein und sein Sollen zu denken und zu betrachten gezwungen wird. Und da gibt es denn mancherlei, wovor das Herz zurückbebt, wovon das Denken sich abwenden möchte. Es ist ja die Region, wo die Stimme des

Gewissens erschallt, jene Stimme, die das Sollen und Nichtsollen verkündet, und die so schwer sich dämpfen läßt, weil sie gleichsam das Athmen des unsterblichen, selbstbewußten Geistes ist. Und da mag denn jener Spruch auch noch in höherem Sinne seine Anwendung finden und also lauten: Es gibt wirklich sehr viele Gelehrte, — ja, es gibt Gelehrte, die bloß lesen und studieren, Hochgelehrtes schreiben und treiben, einzig damit sie nicht denken dürfen, d. h. damit sie jenem höchsten und würdigsten Denken entkommen, das vor allem noththut, dem Denken über sich selbst, über das wahre Sollen und Nichtsollen, kurz, damit das Gewissen nicht zu Stimme gelange, und Worte, wie Tod, Gericht und Ewigkeit, als Gegenstände des Denkens fordere.

Doch in alle diese Gänge des Denkens und des Lesens, wie sie sich kreuzen und auseinander laufen, wollen wir uns heute nicht versteigen; es würde da leicht manches zu abstract, und anderes zu scharf erscheinen können. Beim Gymnasium wollen wir verbleiben, dessen Schlußfeier des Schuljahres durch eine so hochansehnliche Versammlung beehrt worden, und da ist es die sogenannte Nebenlectüre der Schüler, über welche, zumal in Gegenwart der Eltern und Angehörigen, die ja oft genug darüber behelligt werden, hier einiges auszusprechen, und, wie geschehen, ziemlich fühlbar einzuleiten ich für angemessen gehalten habe. Denn gerade bei der studierenden Jugend, die auf Bücher angewiesen ist, schleicht sich so leicht jenes Lesen ein, wovon es heißt: sie lesen, um nicht denken zu dürfen. — Es sei mir erlaubt, etwas weiter auszuholen. Das Resultat wird sich dann um so kürzer gestalten.

Der Zweck und die Mittel der Gymnasialbildung sind vor einigen Jahrzehenden, besonders im Anfang der fünfziger Jahre, der Gegenstand vielfältiger Erörterungen, ja Versammlungen gewesen. Alle Erörterungen aber haben,

trotz der heftigsten Gegenbestrebungen, im Wesentlichen nur zurückgeführt auf das alt Ueberlieferte. Die Gymnasien sind, was sie waren; ihr Fundament bleiben die alten Sprachen, Latein und Griechisch, vorzugsweise aber Latein; und zwar nicht um dieses oder jenes Classikers willen, sondern wegen eines geheimnißvollen Grundes, nämlich darum, weil nach göttlicher Fügung an diese beiden Sprachen, und namentlich an das Latein sich die Fortbildung der gesammten christlichen Welt, des gesammten Culturfortschrittes angeschlossen. Darum habe ich im vorigen Jahre von dieser Stelle aus dem Latein und seinem geheimnißvollen Berufe, der seine Centenarien bis an's Ende der Tage feiern wird, eine ausführliche, ich darf wohl sagen zum Theil symbolische Rede gewidmet. — Neben den alten Sprachen sodann, und mit ihnen verwachsen, ist das historische Wissen ein Bedürfniß des gebildeten Geistes, und das mathematische Studium bleibt immerdar eine wahre Werkstätte für die Uebung des abstracten Denkens, wie des geregelten Anschauens. Die Religionswissenschaft endlich ist die Nahrung der Seele. Daß außerdem auch gewisse gemeinnützige Realien mit aufgenommen worden, ist gewiß gut und zum Theile nothwendig; nur darf man nicht denken, daß damit direct für den eigentlichen nachhaltigen Gymnasialzweck viel gewonnen werde. Der Gewinn ist zu sehr an das bleibende Wissen geknüpft, und da zeigt jedem die Erfahrung, wie schnell dergleichen wieder vergessen wird, wenn es nicht zugleich realiter in unmittelbaren praktischen Gebrauch übergeht. Kaum weiß ein Primaner noch Bruchstücke von manchen Dingen, die ihn in den untern und mittleren Klassen recht sehr erfreut haben.

Eine wesentliche Zuthat der neueren Zeit scheint der sogenannte deutsche Unterricht zu sein. Aber zum Theil ist das auch nur scheinbar, weil der wahre Geist dieses Un-

terrichtes zu sehr von der Persönlichkeit des betreffenden Lehrers abhängt, und weil anderseits die mündliche und schriftliche Uebung in der Muttersprache sich ja von selbst allem übrigen Unterrichte, namentlich dem anderweitigen Sprachunterrichte anschließt und immer angeschlossen hat. Klopstock kam von dem altclassischen Schulpforta und schrieb sofort die drei ersten Gesänge des Messias, womit er die deutsche Sprache und Literatur alpenmäßig emporhob; in Schulpforta aber war noch nicht jener abgeschlossene, sogenannte deutsche Unterricht, womit man eben erst in neuerer Zeit so viel geprunkt hat. Und ähnlich wie mit Klopstock steht es ja mit allen den großen deutschen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts, und erst recht mit den großen deutschen Dichtern des Mittelalters. Der innere Gedankengehalt des Geistes und ein reiner, unverkünstelter Geschmack, oder die Wahrhaftigkeit der Form, begründet, abgesehen von der nothwendigen grammatischen Correctheit, den Werth eines deutschen Aufsatzes. Seitdem man freilich die einzelnen Klassen nur nach Zahlen, und die Lectüre nur mit den Namen der jedesmaligen Sprache: „Latein, Griechisch" benannt, muß der sogenannte deutsche Unterricht mit seinen wenigen Stunden gleichsam die Verantwortlichkeit, oder auch nach Umständen die Ehre alles dessen übernehmen, was sonst in den Klassen der Poetik, Rhetorik und Logik als Concentrationspunkt des ganzen Unterrichts galt und wozu unbedingt alle Lehrer mitwirken, die ihren Unterricht mit Herz und Geist ertheilen, selbst der Lehrer der scheinbar darstellungslosen Mathematik. Daß mit jenen Disciplinen auch die entsprechenden poetischen, rhetorischen, dialektischen Uebungen verbunden waren, ist bekannt. Eine Frucht aber der neueren Einrichtung sind die deutschen Schullesebücher, welche allerdings ein Gewinn sind, indem sie, bei guter Abfassung, eine ausreichende Unterlage bilden für alles das, was in

formaler Hinsicht von Seiten der deutschen Lectüre für die Gymnasialaufgabe erforderlich ist. Im Uebrigen glaube ich bei Erklärung und Uebersetzung eines griechischen oder römischen Classikers eben nicht viel weniger für den deutschen Aufsatz zu wirken, als bei Erklärung eines deutschen Lesestückes, und damit will ich das Gesagte in Verbindung gebracht haben mit der deutschen Nebenlectüre, insofern man von derselben Sonderliches für die Aufgabe des sogenannten deutschen Unterrichts oder des deutschen Stiles erwartet. Ich bemerke dabei, daß ich nicht selten gerade bei den Vielelesern am meisten Noth mit einem reinen, präcisen Geschmack in ihren deutschen Aufsätzen gehabt habe. Allerdings ist es wahr, daß die Vielleser immerhin eine gewisse Gewandtheit im deutschen Ausdruck zeigen; aber diese Gewandtheit, man kann meist sagen das Phantasiereichere, lag schon in ihnen, war eine Anlage, woraus eben die Leselust selbst gleichfalls hervorgegangen, und da wird dann das Lesen zu einem fördernden Hebel, der aber auch leicht das Phantasiereiche ins Phantastische, das Gewandte ins Regellose wirft.

Die Aufgabe des Gymnasiums ist also eine ebenso anerkannte, in sich selbst gegründete, wie höheren Orts vorgeschriebene. Und da gilt es, der anerkannten Aufgabe und den vorgeschriebenen Mitteln treu zu bleiben. Jeder Tag hat seine Vollzahl von Unterrichtsstunden; für jede Unterrichtsstunde will vom Schüler etwas gethan sein, sei es praeparando, sei es repetendo. Und wenn nun ein Schüler fünf bis sechs Stunden mit gespannter Aufmerksamkeit in der Klasse sitzt, sodann, haushälterisch mit Minuten, einige Stunden für den Unterricht des folgenden Tages verwendet, und überdies noch für die Anfertigung schriftlicher Arbeiten und für allerlei Memorirübungen Zeiten erobern muß: dann hat er seines Tages Last getragen und ist wohlberechtigt, wo nicht verpflichtet, zeitige Nachtruhe zu suchen

und im Laufe des Tages auch solche Stündlein zu ersparen, die er der Erholung und dem Aufenthalt im Freien widmen kann. Kurz eine gewissenhafte Erfüllung der täglichen Unterrichtspflichten nimmt schon allein die Zeit des Schülers vollauf in Anspruch. Sie soll das aber auch thun; dafür ist es die Zeit der Schule; hält man dafür noch Anderweitiges für nöthig, so müßte es in den officiellen Stundenlauf des Tages mit aufgenommen werden. Denn die Schule als solche ist dafür da, die Schüler vollauf im rechten Maße zu beschäftigen, und sie raubt sich ihre eigene Kraft, wenn sie dem Schüler den Gedanken an die Hand gibt, daß ihm noch viel Zeit außer seiner Schulpflicht übrig bleibe. Von dieser Schulpflicht bleibt dagegen nicht ausgeschlossen das eigentliche Privatstudium, insofern es unmittelbar mit den Gegenständen des Schulunterrichts zusammenhängt; im Gegentheil soll dasselbe in den höheren Klassen recht bedeutsam zur Seite gehen, sowohl zur Erweiterung und Vertiefung der betreffenden Kenntnisse, als zur Wahrung der Individualität und zur Förderung selbständiger Bestrebungen, die ja oft bei großen Männern schon von der Schule her die Anfänge späterer Werke datiren.

Immerhin also — und das ist es, was ich durch das Gesagte als Princip für die häusliche Lectüre den Eltern aufstellen möchte — immerhin also kann dem Schüler, wenn er daheim über Langeweile klagen sollte und nach Unterhaltungs-Lectüre verlangt, die Antwort gegeben werden: „Du hast genug für die Schule zu thun, wenn du nur willst.“ Und dennoch, je mehr einer zu thun hat, desto mehr Zeit findet er; Zeit auch für anderweitige Beschäftigung. Das scheint ein Geheimniß, ist aber doch natürlich. Durch das Verlangen und den Drang nach Zeitgewinn wird die Energie geschärft, die Kraft erhöht, der Sinn belebt, und der Werth des Augenblickes ausgebeutet. Und wenn die Schule mit

Recht dem Schüler sagen kann: „Du hast immer vollauf für die Schule zu thun und kein Stündlein übrig, dich mit andern Dingen zu befassen," so sagt sie dennoch zu gleicher Zeit dem fleißigen und gewissenhaften Schüler: „Ich weiß, daß du immer noch Zeit erübrigst, um dich auch mit manchem andern Nützlichen zu beschäftigen." Und da brauche ich ja nur an bekannte Kunstübungen zu erinnern, an Musik und Gesang, an Zeichnen und Malen, um anzudeuten, wie gerne die Schule es vernimmt, wenn fleißige Schüler gerade durch den Fleiß sich Zeit zu ernaschen wissen, um Edles zu treiben, und gerne will ich hinzufügen, daß ich, wenn ich einen Schüler besuchte, ihn lieber laut, aus voller Brust singend antreffen möchte, als vertieft in die Lectüre eines sogenannten Unterhaltungsbuches, oder gar in die Feuilletons und Beigaben der Tagesblätter, die wahren Musterschulen der Geschmacksverflachung.

Es könnte nun scheinen, als wenn ich principiell gegen alle Nebenlectüre der Schüler wäre; ich habe aber nur hervorheben wollen, daß sie an und für sich nicht in den Organismus eines geregelten Schullebens gehöre, und bin überzeugt, daß ein Schüler, der alle seine Zeit und Kraft den officiellen, mündlichen und schriftlichen Klassenanforderungen zuwendet, eine gediegenere Bildung, ein gründlicheres Wissen, einen reineren Geschmack und eine selbständig freiere Darstellung gewinnt, als jemals die Leserei verschaffen kann. Bedenkt man dabei, daß der größte Theil der sogenannten Jugendlectüre von sehr untergeordneten Schriftstellern ausgeht — abgesehen von dem vielen positiv Verkehrten und Ungehörigen, das sich hineinmischt — so liegt die Befürchtung nahe, daß gerade der ernste und edle Sinn, den das Gymnasium wecken und stärken will, durch die Nebenlectüre wieder gebrochen oder gehemmt wird. Sicherlich sind die meisten derjenigen Bücher, die von der Jugend mit einer

besondern Begierde gelesen werden, ebenso viele Hemmschuhe für ein liebevolles und nachdenkliches Studium der höheren Lectüre, die doch das Wesen der Schule ausmacht. Wie kann ein Schüler, wenn er sich von der Spannsucht einer modernen Erzählung hat überreizen lassen, wieder mit Freude einen Cicero und Cäsar, oder auch einen ruhig fortschreitenden antiken Dichter, ja auch nur ein auf Höheres zielendes Musterstück in einem deutschen Schullesebuche zur Hand nehmen? Umgekehrt, er wird leicht die Präparationen übereilen, die Repetitionen unterlassen, um nur wieder in die Gärtchen der Neugier, der Phantasie und der Gefühlsreize laufen zu können. Und gerade darin liegt vielleicht der Schlüssel zu der unläugbaren Erscheinung, daß es heutzutage der Jugend so vielfach, ich will nicht sagen an poetischer, sondern überhaupt wissenschaftlicher, wahrer Begeisterung fehlt, worin doch am Ende alles Große wurzeln muß und gewurzelt hat. Begeisterung aber entzündet sich nur an Geistern, und darum sollen Geister, d. h. große Schriftsteller den jugendlichen Geist umschlossen halten, nicht aber sollen allerlei Irrlichter um ihn herumtanzen, und nicht soll er nach verkohlenden Cigarrenstümpfen greifen, die an den Gassen liegen; denn damit ist gar Vieles zu vergleichen, was so manche Stunden mit Lesen verschlingt. „Vir unius libri, d. i. ein Mann, der sich immer nur mit einem einzigen Buche beschäftigt," ist der alte Ausdruck für einen Mann, vor dessen geistigem Uebergewichte man sich zu fürchten hat. Und gewiß ist es so; denn dieses einzige Buch wird da zum Brennpunkte, worin sich alle Strahlen seiner Selbstthätigkeit sammeln und eine Kraft gewinnen, womit hunderte von flachen Alltagslesern es nicht aufnehmen können. Doch, ich wiederhole nochmals: meine Worte sollen nicht unbedingt gegen die Privatlectüre, am allerwenigsten gegen ein eigentliches Privatstudium der Schüler auftreten; haben wir ja

selbst bei unserer Bibliothek eine besondere Schülerbibliothek gegründet, um würdige Lectüre in ihre Hände geben zu können. Aber ebenso wiederhole ich, daß wir in solcher Nebenlectüre keinen Schatten von jener Einwirkung erblicken, die wir in unserm Schulunterricht erstreben und die derjenige in sich aufnehmen wird, der sich mit voller Seele allem dem widmet, was wir in der Klasse bieten; denn nur in der Klasse spricht Seele zu Seele, und Geist zu Geist, und der wahre Lehrer verlangt nichts anderes, als durch das Medium seines Gegenstandes alle seine Habe dem geliebten Schüler ins Herz zu strömen.

Und so wäre ich denn nun an dem Punkte angelangt, wo füglich eine Darlegung solcher Nebenlectüre erfolgen müßte, wie wir sie unsern Schülern nicht bloß gestatten, sondern den Fleißigen auch direct empfehlen könnten. Natürlich würde eine solche Darlegung sich nicht in Aufzählung einzelner Werke verlieren; wohl aber hatten wir bereits eine Vertheilung in einzelne Gruppen vorgenommen, um sie zu charakterisiren und ihren Werth oder Unwerth zu bezeichnen oder fühlbar zu machen. Doch dafür wäre die Zeit nicht ausreichend. Darum sollen nur flüchtig drei Blicke vorüberfliegen, die zu näherer Beachtung einzuladen wohl geeignet sein dürften:

1) Was Kindern oder Schülern von Eltern oder Lehrern zum Lesen in die Hand gegeben wird, muß in seiner Art heilig sein, d. h. Eltern oder Lehrer müssen gleichsam ebenso sprechen wollen, wie das Buch spricht, und müssen es daher zuvor gelesen haben. Denn was Kinder und Schüler aus der Hand der Eltern und Lehrer empfangen, vertritt gleichsam die Stelle der Eltern und Lehrer selbst; und wehe dem, der Aergerniß gibt den Kleinen! Etwas ganz anderes ist es, wenn ein Knabe zufällig oder durch eigene Wahl ein Buch zur Hand nimmt; da begleitet ihn beim Lesen ein heilsamer Zweifel oder heilsames Schuldgefühl.

2) Fort mit Büchern, wovon der Knabe sagen darf: „Das habe ich schon gelesen.“ Denn da ist es nur die Materie, und nicht der Geist, wodurch gewirkt wird; das ist ähnlich, als wenn jemand irgend eine Symphonie von Beethoven nicht mehr hören wollte, weil er sie schon einmal gehört habe. Einem solchen Knaben ist zu antworten: „Fort mit der Sonne, die du schon einmal gesehen hast.“ Das scheint kurz und ideal gesprochen; darum will ich jetzt, zwar ebenso kurz, aber auch in gleichem Maße concret für die Gegenwart sprechen, und sagen:

3) Ihr Eltern, hütet euch vor der Art von Sündflut, die jetzt auch in die bestgesinnten Hausbibliotheken einzubrechen droht; ich meine die übertrieben wohlfeilen Ausgaben der sogenannten deutschen Classiker. Zum Erbarmen ist dieser Ausdruck: „Deutsche Classiker“. Ja die Namen klingen für manche classikermäßig, aber was für Schlamm tragen diese Strömungen auch mit sich, und was für befleckte Geister, fast mit geheimer Tendenz, werden zwischen ehrenwerthen Namen mit eingeschmuggelt! Man hat wohl Grund zu bangen, wenn man bedenkt, wie leicht ein Vater jetzt dazu kommt, auf diese deutschen Classiker zu subscribiren, und dabei wunders meint, was für ein Geschenk er seinem Sohne gemacht habe, wenn er ihm so einen Classiker in seinen Gesammtwerken zum Geburtstagsgeschenke hinstellt. Ich spreche es laut und öffentlich aus, daß mit dieser Wohlfeilheit nicht ein Strom des Lebens, sondern, eben weil keine Auswahl gehalten wird, ein bedenklicher Kanal losgelassen ist, worin leicht viel Jugend ersticken kann.

Ich wende mich zu euch, geliebte Abiturienten! Ihr tretet in die Zeit eures Lebens, wo die Vorsicht der Schule aufhört. Du Mediciner wirst eingeführt in alle Geheimnisse des leiblichen Lebens; du Theologe, in alle Abgründe des geistig sittlichen Lebens; du Jurist, in allen Zwiespalt des

socialen Lebens; und du der philosophischen Facultät Angehöriger in alle Zwiespalte des Denkens und in alle Werkstätten der ebenso rührigen, als doch immer armseligen menschlichen Weisheit; denn wer das menschliche Wissen nicht als armselig erkennt, ist ein Thor! Bei euch also hört die materielle Beschränkung des Lesens völlig auf. Dinge, die wir für einen Gymnasiasten zum Lesen als einen Gräuel betrachtet haben würden, können für euch sehr bald als Studium zur Pflicht werden. Aber — wie zur Pflicht? Immer nur unter der Grundbedingung, mit der wir unsere Ansprache eröffnet haben: daß ihr niemals lesen wollet zu dem Zwecke, um nicht denken zu dürfen! Gebet euer Denken mit ganzer Kraft dem Gegenstande hin, der euch vorliegt, aber lasset ihn eben durch das Denken auch wieder mit andern Gegenständen und Wissenschaften in Beziehung und Wechselwirkung treten; und fürchtet niemals, sondern übet fleißig auch jenes Denken, das ins eigene Innere hineinführt, und aus diesem Innern dann über alles Irdische hinaus, zu dem Ewigen, wo das Denken zum Schauen wird. — Doch dergleichen habe ich mit euch inniger und eingehender jahraus jahrein besprochen, habe euch sogar gesagt, wie ich momentan auf euren leiblichen Stirnen erkennen könnte, ob ihr bei eurem Aufmerken auch wahrhaft dächtet. Darum will ich mich plötzlich von euch abwenden, und, statt zu euch, einmal über euch zum Publikum sprechen; denn dazu habe ich erfreuliche Veranlassung.

(Ueber die Abiturienten konnte hinsichtlich ihrer gesammten Führung und Strebsamkeit ein besonderes Lob ausgesprochen werden, welches in der damaligen Form nicht hieher gehört.)

Nicht wahr, Abiturienten, mit diesen Worten der Anerkennung für den Abschluß eures Gymnasialcursus seid ihr zufrieden? so erfüllet denn auch die Zuversicht, mit der

ich für den weiteren Cursus eures Lebens, im Namen des Gymnasiums, jetzt das Zeugniß der Reife in eure Hände lege.

IX.

Theorie und Praxis.

1869.

Schon eine Reihe von Jahren hat das Wort „Frage" im öffentlichen Leben eine große Rolle gespielt. Wohin man nur blickt in Zeitungen und Broschüren, handelt es sich um irgend eine, so oder so titulirte Frage, daß man fast meinen sollte, die ganze Welt sei in Frage gestellt, wobei denn freilich auch der alte Spruch nicht fern liegt: „Wer viel fragt, geht viel irre." Manche solcher Fragen sind aufgetaucht und wie Seifenblasen zerronnen, ohne zu einer eigentlichen Antwort zu gelangen; denn sie waren eben selbst nur Seifenblasen, die sich in einen schillernden Schein hüllten, aber keine Wesenheit hatten. — Andere Fragen haben sich wie Berge, ja wie Alpengebirge aufgethürmt und wollen nicht weichen und sich nicht ebnen lassen, als sprächen sie laut zu den Antwortsuchenden: „Thut doch die Augen auf, wir sind ja keine Fragen, sondern wir sind Thatsachen! und Thatsachen gegenüber hat man Wahrheit und Gerechtigkeit zu üben." Wahrheit und Gerechtigkeit ebnen politische und sociale Gebirgshöhen von Fragen; und kommen dann auch edlere Genossen zu Hülfe, jene Tugenden, die, frei von Selbstsucht, in wahrer Liebe zu Gott und den Menschen ihre Kraft tragen, so lagern sich alsbald Weinberge an die rauhen Felsenwände der vermeintlichen Fragengebirge. — Doch zu diesen Höhen der großen politischen und socialen Fragen

dürfen wir uns hier nicht versteigen, ebenso wenig, als zu jenem Kleinleben von Fragen, wie sie heutzutage in jedem Localblättchen so lange abgewickelt werden, bis sich ein neuer Stoff findet, dem man den Titel „Frage" appliciren kann, um dann, wie Kätzchen mit dem Knäul, in Kreuz- und Quersprüngen damit spielen zu können. Was uns nahe liegt, ist ja doch wohl, wie jeder erwarten wird, die sogenannte Schulfrage. Ich sage sogenannte; denn man spricht davon, als wenn die Gesammtheit aller Schulfraglichkeiten nur eine einzige Frage bildete. Eben darum liegt es auch fern, hier die Schulfrage als solche behandeln zu wollen und ihr den Versuch einer Lösung entgegenzubringen; sie soll vielmehr nur zur Unterlage für ein anderes, bestimmteres Thema dienen, für das Thema: „Ueber Theorie und Praxis", wodurch denn allerdings auch ein bestimmter Gesichtspunkt eröffnet werden soll, von welchem aus die Blicke auf jene complicirte Schulfrage zu richten sein möchten. Daher wird es nicht ein Abirren vom Thema sein, wenn gerade umgekehrt für den Anfang bei ganz besondern Einzelheiten des Schullebens verweilt wird, um dadurch zu jenem gemeinten umfassendern Gesichtspunkte emporzusteigen. Und so beginne ich denn auch zunächst wieder mit der Schulfrage als solcher und frage:

Was ist denn aber die Schulfrage? — Ob man nun alle Arten von Schulen damit meint (und bei gewissen Tendenzen thut man das), oder, was wohl meistens in den Vordergrund tritt, zunächst nur die Volksschulen im Auge hat: — ich kann auf diese Frage nur antworten: Ich weiß es nicht. Manchmal ist es, als verstehe man darunter die Frage, was für eine sogenannte Schul-Reorganisation man vornehmen müsse, um das ganze heranwachsende Geschlecht binnen der kurzen Frist der spielfrohen Kinderjahre zu jener lichten Höhe zu erheben, die man Intelligenz

nennt. Aber bei dieser Intelligenz erwächst mir dann wieder eine neue Frage, die Intelligenzfrage. Denn manche scheinen unter Intelligenz eine geschliffene Durchbildung von einer speculirenden Schlauheit zu verstehen, wie man sie vielleicht besser bei Taschendieben erlernen könnte, als zwischen dem beschränkenden Gehäuse von redlichen Schulwänden. Andere dagegen scheinen in das Wort Intelligenz eine Wissensmasse einzuschließen, wie man sie in großen Conversations- und Reallexicis zusammengehäuft findet, mindestens eine Vorrathskammer von allem dem, was sich gelegentlich im praktischen Leben zu wissen als vortheilhaft erweiset. Nun, wir wollen diese große Reorganisationsfrage nach den zwei bezeichneten Universalrichtungen hin hier gleichsam per parenthesin lösen, indem wir sie einfach eine alchemistische, eine Goldmacher-Frage nennen. Das lehrt die Praxis, das die Erfahrung.

Eine der neuesten Schulfragen, und zugleich von etwas bestimmterer Art, als jene große Reorganisationsfrage, ist die Confessions-Schulfrage, ob nämlich Confessionsschulen, oder — wir wollen vorläufig mit einfacher Negation sagen — oder nicht. Man wird es unserm Taktgefühle zutrauen, daß wir unsere friedliche Feier nicht in Dinge herüberziehen, worüber bereits nicht bloß Debatten, sondern nach Umständen auch Actionen ergossen werden, wir wir anderseits es als selbstverständlich voraussetzen, daß da, wo verschiedene Confessionen einem Lehrer gegenübersitzen, durchaus keine confessionelle Verletzung, geschweige jemals eine Verletzung der Gerechtigkeit, stattfinde. Insofern aber jener Frage, die zunächst die Elementarschulen betrifft, die Tendenz nach wirklicher Confessionslosigkeit zu Grunde liegt, glauben wir auch hier wieder hervorheben zu dürfen, ob die Frage auch wirklich eine Frage sei, ob sie Klarheit und Wesenheit in sich trage. Denn soll sie für wirkliche Erstickung des Con-

fessionellen Sinn und Wirkung haben, so kömmt es doch vor allem auf die Persönlichkeit des Lehrers, nicht aber auf die doctrinäre Benamsung der Schule an, weil es ja doch am Ende immer der Geist des Lehrers ist, der den Unterricht belebt und fruchtbar macht. Es würde also bei jener destructiven Tendenz, wenn sie aufrichtig sein wollte, die Confessionsfrage sich füglich dahin gestalten müssen, ob confessionelle, oder confessionslose Lehrer, und da müßte denn eventuell der Schulamts-Aspirant vor seiner Anstellung zuvor aller und jeder Confession entsagen und in der Civilliste und Statistik als ein Confessionsloser aufgeführt werden, und er müßte dann, wenn er noch ein redlicher Mensch bleiben will, auch wirklich gründlich confessionslos sein, also an keinem der bestehenden Gottesdienste Theil nehmen; und da er als Lehrer vor den Kindern doch als ein Weiser und Nachahmungswürdiger zu erscheinen hat, so würde schon seine Lehrerstellung laut verkünden: „Die höhere Intelligenz besteht darin, daß man allen bestehenden Glauben und Gottesdienst beiseite schiebe, und Dome und Tempel zu anderweitigem Gebrauche, die Thürme etwa zu Hochöfen, umforme.“ Man kann also den Zweck der Confessionslosigkeit von Schulen am wirksamsten dadurch erreichen, daß man den Confessionsnamen vorläufig bestehen läßt, aber fleißig solche Lehrer ausmittelt, von denen man weiß, direct oder indirect, daß sie es mit ihrer Confessione so genau nicht nehmen, sondern den Confessionsnamen nur als ein Statisticum mit sich führen. Das wäre Praxis statt der Theorie.

Doch es gibt der Schulfragen noch unzählige, und darunter manche, die denjenigen, welchen jene Confessionsfrage zu übernatürlich und darum unnütz dünkt, von unschätzbarem Werthe erscheinen. Zu solchen Fragen gehört in neuester Zeit, um doch ein recht drastisches Beispiel vorzuführen, die Subsellien- oder Schulbankfrage. Was ist denn das

für eine Frage? wird mancher denken. O, sie ist wichtiger, als eine Reihe von großen politischen Fragen. Denn politische Fragen empfangen doch zuletzt die ultima ratio regum; sie führen zu Eisenschärfe und Kanonendonner, und dann hat das Fragen ein Ende, und das restirende Menschenvolk beginnt auf's neue seinen rüstigen, vielleicht auch für eine Zeitlang demüthigen Fortschritt. Aber bei der Schulbankfrage handelt es sich um die ganze nachfolgende Generation, um das kostbare Gut der Gesundheit derselben, daß sie nicht verkrüppele und daß nicht „bei Conscriptionen die Zahl der Untauglichen in bedenklicher Proportion zunehme." Denn in einem aus Höchstem Auftrag hervorgegangenen, von medicinischer Wissenschaft abgefaßten, und durch den Druck veröffentlichten Berichte heißt es:

„Es kann nicht geläugnet werden, daß die Schulbankfrage eine große Bedeutung hat, daß namentlich die Kurzsichtigkeit, die Congestionen zum Kopf, die erschwerte Athmung, die fehlerhafte Haltung der Wirbelsäule bis zu einem nicht zu unterschätzenden Maße auf schlechte Bänke und Tische zurückgeführt werden müssen, wenn gleich nicht zu verkennen, daß dieselben nicht allein die Schuld tragen."

Und die Lösung dieser Schulbankfrage — sie ist wahrlich nicht leicht; denn in demselben Berichte heißt es hochwissenschaftlich weiter:

„Die Schulbankfrage kann in der Allgemeinheit, wie sie jetzt gewöhnlich gefaßt wird, nicht gelöset werden. Sollen Bank und Tisch in einem gewissen Verhältnisse zu den Körperverhältnissen der Jugend stehen, so müssen viel ausgedehntere Messungen der Körpergröße und Körperverhältnisse der Kinder und jungen Leute veranstaltet werden, als bis jetzt geschehen ist. Es genügt nicht, hie und da eine größere Stadt zu wählen; es ist nothwendig, Stadt und Land in einem gewissen Gegensatze zu fassen, und außerdem den provinziellen Eigenthümlichkeiten Rechnung zu tragen. Dieselben Altersklassen zeigen in gewissen Landestheilen ganz andere Durchschnittsgrößen als in andern; Fabrikstädte geben andere Verhältnisse, als Ackerbaugegenden. Wie groß diese Verschiedenheiten sind, ist für das kindliche Alter ganz unbekannt, we-

nigstens wenn es sich um Zahlen handelt, auf Grund deren Vorschriften für Größe und Verhältniß von Bank und Tisch gegeben werden sollen. Daß es keine Schwierigkeiten macht, derartige Untersuchungen in größerem Maßstabe anzustellen, das zeigt das Beispiel einer Reihe von Aerzten, welche sich freiwillig einem solchen Geschäfte unterzogen haben. Wir verlangen, daß es amtlich nach einem bestimmten Plane geschehe. Wie wichtige Ergebnisse auch hier die Vergleichung mit der Rekrutirung liefern kann, ist augenfällig — und es mag daher der Hinweis genügen."

So schreibt die genannte Broschüre; und eine andere ganz neue Broschüre mit dem speciellen Titel „Die Schulbankfrage" ist mir noch vor wenigen Tagen zugegangen. Hochzuverehrende Anwesende! wem wird nicht schwindelig und mühradähnlich über diese Wichtigkeit und Weisheit in der Schulbankfrage! Vielleicht freilich mag sie auch in anderweitiger Weise mit Schwindel zusammenhängen. Könnte nicht gar irgend ein Schreiner, der in die hohe Kategorie rationeller oder auch intelligenter Schreiner zu zählen sich den Ruf erworben, ein gar einträgliches Patent sich zu verschaffen den Reiz empfinden? Schade nur, daß dieses theoretische Subselliengetöse sehr bald wieder vor irgend einem andern Getöse wird verstummen müssen. — Doch wir wollen nicht ungerecht sein. Es liegt ja auf der Hand, daß es sehr wünschenswerth ist, gute Schulbänke zu besitzen. Aber was sagt die Praxis dazu? Hoch auf Stelzen wandelt die Theorie, das Haupt voll von humanen Gedanken der väterlichsten Sorgfalt für alles und jedes, absonderlich für die nachwachsende Generation; Wissenschaft und Technik werden zu Rathe gezogen; Berichte werden erstattet, Zeichnungen werden vorgelegt mit wonniger Schattirung, und während in hochwohlweisen Berathungen deliberirt und debattirt und planirt wird, geschieht es wohl, daß da drinnen in der praktisirenden Schule ein knarrendes, zersplitterndes, hosenzerreißendes Subsellium noch nicht einmal zur Repara-

tur gelangen kann; und warum nicht? — dieweilen das Geld fehlt oder alleweil noch nicht bewilligt worden. Stellt einem praktischen Dorfschulmeister, aber einem praktischen, Geld zur Verfügung, und er wird schon in der Nachbarschaft einen Schreiner finden, der ihm nach seiner Anweisung, ohne Zeichnungen, Subsellien macht, wie sie für die Kinder nur gewünscht werden mögen, und wird zugleich den Theoretikern, zu deren Ueberraschung, das große Geheimniß entdecken, daß die Kinder von gleichem Alter und gleicher Wissenschaft, also Kinder, die in einer und derselben Klasse dicht neben einander sitzen, nicht gleich groß von „Körperverhältniß" sind, und das noch größere Geheimniß, daß, wenn die Bänke auch noch so theoretisch dastehen, die lieben Kinder sich dennoch nicht theoretisch, nach der mathematisch, anatomisch, hygiologisch berechneten Idee der Schulbank, zu setzen pflegen, vielleicht nicht einmal nach der in der Subsellienfrage als so wichtig hervorgehobenen „Rücklehnsfrage" zu fragen belieben, wenn nicht gerade bei Gelegenheit ein Parade- oder Schausitzen vorgeführt wird.

Nicht viel anders ist es mit der ganzen großen Frage der Gesundheitspflege in den Schulen. Was für Werke und Broschüren, Grillen und Reklamen sind in neuester Zeit darüber in Schwang und Klang! Da gibt es kaum eine Krankheit in der Welt, die nicht, wo eben möglich, auf die Schule zurückgeführt würde, als hätte sie dort ihren Ursprung oder als könne dort ihr vorgebaut werden. Wunderlich, daß den Herren dabei nicht einfällt, wie es doch möglich, daß bei dem allgemeinen Schulzwange noch so viele Menschen am Leben geblieben. Eine ganze Wissenschaft soll darüber aufgebaut werden. Die erwähnte Berichtsbroschüre schreibt: „Es steht unzweifelhaft fest, daß eine eigentliche Vollständigkeit der Schulpathologie noch nicht existirt. Eine solche muß aber nothwendig festgestellt werden, wenn

die Aufsichtsbehörde sicher gehen soll." Und da sollen denn die Lehrer angehalten werden, die Versäumnißlisten auch in Beziehung auf die Krankheitsfälle zu vervollständigen und zugleich über die etwa vorkommenden Todesfälle genau Buch zu führen. „Das ist denn aber," so heißt es weiter, „mehr eine Vorarbeit und ein Mittel zur Prüfung, als die eigentliche Arbeit. Letztere, die eigentliche Arbeit, kann nur durch Aerzte ausgeübt werden; und zwar gehören dazu Aerzte, welche mit der Schul-Hygieina (solche Fremd- und Neuwörter thun Wirkung) und mit den modernen Untersuchungsmethoden wohl vertraut sind." Von einer solchen Arbeit alsdann heißt es, „daß sie, zusammengehalten mit der Rekrutirungsstatistik (die natürlich nie fehlen darf), die Grundlage einer eingehenden Kenntniß von dem körperlichen Entwicklungsleben unserer Nation werden könne." — Welche Hoheit, welche Fürsorge in den Häuptern der Theorie! Und nun die Praxis? Ja, da wird es in reichen, großen, hochberathenen Städten, geschweige in armen Dörfern, schon schwer halten, von den Schullocalien, drin und drum, auch nur diejenigen Mängel alle zu entfernen, die sich gewissermaßen allen fünf Sinnen beim Eintritt ankündigen. Die Theorie berechnet mit Quadratfußen den Flächenraum, und mit Cubikfußen den Luftverbrauch für jedes Kind; aber die Praxis wird sich wohl oft begnügen müssen mit hochgeneigter Anerkennung der Mängel, oder mit einem freundlichen Staunen und Bedauern, wie es doch möglich sei, bei einer solchen Ueberfüllung von Kindern in dem beengten Raume es auch nur aushalten zu können. Für Abhülfe — ja da bedarf es noch Verhandlungen und Berichte; und dann kommt erst die Hauptfrage, die Geldfrage. Geld, Geld! das ist die Schulpathologie, das ist die Schulfrage der Gesundheitspflege. Stellt dem erfahrenen praktischen Schulmanne Geld zur Verfügung, und er wird Schulräume herstellen und

Subsellien schaffen, die sicherlich keine solche Mängel an sich tragen, wie sie oft genug trotz kostspieliger Vorpläne und Voranschläge gerade aus der Theorie hervorgehen. Schon die Hausmannsweisheit, die Vater- und Mutterweisheit, genügt, um da, wo Mittel vorhanden sind, auch die Aufenthaltsstätten, Wohnzimmer und Schlafzimmer, sammt Stühlen und Tischen angemessen für die Kinder und gefahrlos für die Gesundheit zu erhalten, um Blick und Sinn zu haben für Reinlichkeit und Räumlichkeit, für Luft und für Licht. Aber statt der wenigen Schulstunden, für die man gelehrte, vielleicht kaum verständliche Schulpathologien aufstellen will, ziehe man einmal den Vorhang weg vor den Fabriken und Arbeitshäusern, um zu schauen, wo der Wurm an der Wurzel nagt; ziehe den Vorhang weg vor den Gemächern der Armuth, in denen so manche Kinder, nach den wenigen Stunden der Schule, ihr Thun und Ruhen vollbringen müssen, um zu schauen, wo es für wahre Menschenliebe zu rathen und zu thaten gibt. Wie viele Kinder mag es geben, denen ihr Schulzimmer, und wäre es auch ein solches, worüber die theoretische Schulhygieina die Hände zusammenschlüge, dennoch wie ein Salon vorkommt gegen die dunklen Eckchen und Fleckchen, worauf sie daheim durch die Armuth angewiesen sind. Kurz, man ziehe den Vorhang weg vor allen den Tages- und Nachtstunden, die da außerhalb der Schule verlebt werden, um schon für die körperliche, geschweige die geistige Gesundheit die zerrüttenden Gewalten und heimlichen Gifte zu finden.

Doch was will ich mit allem dem Gesagten? Daß ich nicht gegen gute Subsellien, gegen gesunde Schulräume oder gar überhaupt gegen Gesundheitspflege in den Schulen habe auftreten wollen, das wird sich doch wohl von selbst verstehen; habe ich ja vielmehr indirect die Förderung all' jenes Guten als Grundlage für die ganze Besprechung genommen.

Und darum füge ich auch gerne hinzu, daß in manchen Orten und ganzen Bezirken für Herstellung von angemessenen, ja herrlichen Schulgebäuden mit freier, luftiger, baumgeschmückter Umgebung wahrhaft Großes geschieht. Aber das ist nicht aus weitläufiger Theorie hervorgegangen, sondern aus einfachem, immer naheliegendem Entschlusse der Praxis; wo dieser fehlt, da wird, wie gesagt, kaum ein krachendes Subsellium seine Reparatur finden. Und wenn ich dabei als besonders maßgebend die Geldfrage berührte, so habe ich damit so wenig auf unsere eigene Anstalt hindeuten wollen, daß ich im Gegentheil gerade darum habe schärfer sprechen können, weil ich nicht pro domo zu reden hatte, da in finanzieller Hinsicht und in Bewilligung der nöthigen Schulbedürfnisse unser Gymnasium gewiß nicht zu klagen hat. — „Theorie und Praxis", natürlich mit Beziehung auf die Schule und den Complexus von Schulfragen, lautete das Thema, welches ich als den eigentlichen Gegenstand meiner heutigen Darlegung ankündigte; aber nicht minder habe ich von vorn herein angekündigt, daß es kein Abirren vom Thema sein werde, wenn ich bei der einen oder andern Einzelheit länger verweilte. Denn bei einem großen organischen Ganzen, wie es die Beziehung zwischen Theorie und Praxis ist oder sein sollte, prägt sich auch im einzelnen Theile wieder das Ganze ab; und so mag das Gesagte gleichsam ein concreter Spiegel sein, worin so manches Andere, worüber die Theorie ihre Arabesken schlingt, seinen Reflex empfängt. Daher wollen wir nunmehr, nach so langem Verweilen bei Aeußerlichem, das eigentlich *innere* Schulleben hinsichtlich der Theorie und Praxis nur noch in gedrängtesten Umrissen vorführen. Vorab aber sei bemerkt, daß wir auch hier unter Theorie nicht etwa die rein rationelle verstehen, sondern zugleich den ganzen Complexus von Räsonniren und Debattiren, wobei jedermann mitsprechen zu können meint. Dar-

nach wolle man auch den Standpunkt nehmen, wenn ich mit einer gewissen Schärfe die Gegensätzlichkeit zwischen Theorie und Praxis hervorhebe, ohne dadurch dem wahren Berufe der Theorie entgegentreten zu wollen.

Zwei Aufgaben sind es, welche die Schule tagtäglich in ihrem inneren Leben zur Ausführung zu bringen hat; es ist der Unterricht und die Disciplin.

I. Beim Unterricht kommt es auf das Was? und Wie? an. Das „Wie", worüber wir zuerst sprechen wollen, bildet die sogenannte Methodenfrage. Diese spielt ihre Theorie hauptsächlich in philologischen und schulmännischen Zeitschriften und Versammlungen ab, und es ist nicht zu sagen, wie minutiös einerseits, und wie hoch oder tief philosophisch anderseits das Methodisiren da getrieben wird. Solch ein Methoden-Aufsatz nimmt natürlich gewöhnlich die Färbung an, als sei nun der Stein der Weisen gefunden, als käme es nur auf die Handhabung dieser Methode an, um sofort auf dem Wege zu goldenen Bergen zu sein; und da geschieht es denn auch wohl, daß eine derartige Methode, wenn sie octroyirbar gemacht werden kann, zu offiziellem Ansehen gelangt. Was sagt aber die Praxis über das „Wie", über die Methode des Unterrichtens? Die Praxis sagt: die Methode ist der Mensch, ist die ganze Persönlichkeit des Lehrers selbst. Die Schüler wissen es am besten, bei welchem Lehrer sie freudig lernen und viel lernen und gründlich lernen. Und wenn nun jemand sich aus seiner eigenen Jugend eines solchen tüchtigen Lehrers erinnert, und wenn er hingehen wollte und ihn fragen, woher er doch jene tröstliche Methode seines Unterrichtes entnommen: so würde dieser tüchtige Lehrer vielleicht kaum wissen, daß er eine absonderliche Methode befolgt habe; oder wenn sich etwas darüber sagen ließe, so würde er in den meisten Fällen antworten, daß er sie eben aus sich selbst, aus seinem Drange, die

Schüler zu belehren und mit der Belehrung zugleich zu erfreuen, entnommen habe, höchstens, daß er selbst auch einmal einen tüchtigen Lehrer gehabt, dessen lebendiges Vorbild vielleicht in ihn übergegangen sein möge, ähnlich wie bei den Meistern der Kunst. Methodische Theorien und Handbücher mögen allerdings auf dieses und jenes aufmerksam machen; aber den tüchtigen Lehrer schaffen können sie nicht. Der Lehrer muß aus dem Menschen herauswachsen, aus seiner ganzen Persönlichkeit, aus seinem Streben und Wollen, aus seinem Talent und Temperament, aus seinem Pflicht- und Berufsgefühl. Jeder tüchtige Lehrer ist eine tüchtige Methode, aber zugleich eine individuelle, die ein anderes Individuum nicht wie ein Kleid anziehen kann.

Und nun das „Was" des Unterrichts? Ja, das ist eine Frage, über die jedermann mitsprechen zu dürfen und nach Umständen und Stellung mitsprechen zu müssen meint. Das „Wie" überläßt man gerne der Schule, wenn nur das Resultat ein günstiges ist. Aber das „Was!" Ja, da wünscht der eine dieses, der andere jenes, daß es schon in der Elementarschule den Kindern beigebracht werde; der Schuster vielleicht, daß sie schon in der Elementarschule die verschiedenen Arten von Pech kennen lernen, obgleich das Sprichwort sagt: „Wer Pech angreift, besudelt sich." Man lese nur die Prospecte von manchen, namentlich auswärtigen Pensionaten, wie sie, meistens gewiß mit selbsteigenem Widerstreben, lediglich um des gelehrsamkeitsdurstigen Publikums willen, oft zu gegenseitigem Ueberbieten, in Brauch gekommen sind; Prospecte selbst für solche Altersklassen, bei denen man wahrhaftig froh wäre, wenn sie nur ordentlich lesen könnten, und man wird inne werden, wie an der Frage über das „Was" des Unterrichts von allen Seiten gezupft wird. Was sagt aber wieder die Praxis zu dieser Was-Theorie? Sie sagt zweierlei. Sie sagt erstens: daß man

aus Stroh keinen Weizen dreschen kann. Da meint mancher im späteren Leben, es wäre doch schön, wenn ihm dieses und jenes, was ihm eben gerade dienlich erscheint, in der Schule gehörig wäre beigebracht worden; und wenn er sich dann einmal recht besinnt, so fällt ihm, wenn es wirklich etwas Schulmäßiges sein sollte, vielleicht gar ein, daß die Schule alles Mögliche aufgeboten hat, um es ihm beizubringen; aber er selbst hat es nicht gewollt, oder nicht gekonnt, oder es wieder vergessen und verlernt, wie z. B. ein gewandtes Rechnen. — Die Praxis sagt dann zweitens, daß es überhaupt mit dem Lernen von eigentlichen Wissensdingen in der Jugend eine eigenthümliche Sache ist. Ich will das gleich concret an den Tag legen. Abiturienten eines Gymnasiums haben in der Regel bis zu ihrem elften Lebensjahre Elementarschule oder Institute besucht und sind dann mindestens acht Jahre lang in Sprachen und Wissenschaften, in Formalien und Realien unterrichtet und geübt worden. Die Maturitätsprüfung stellt ohne Zweifel tüchtige Anforderungen; aber glaubt wohl einer, diese nämlichen Abiturienten würden auch nach einem Jahre noch, trotz der Weiterbildung, die sie auf der Hochschule empfangen, sich der Maturitätsprüfung unterziehen können? Ja, würde wohl einer unter uns Lehrern zu finden sein, der in all' den Fächern, worüber sich die Maturitätsprüfung mündlich und schriftlich verbreitet, sich als Examinandus präsentiren und allen den Fragen die gewünschte Antwort ertheilen würde? Ich gewiß nicht! Ich will ein lautes Geheimniß verrathen: Es gibt Dinge, wovon die Schüler der untern Klassen mehr verstehen, als die Abiturienten. In den unteren Klassen hat vielleicht ein Schüler die verschiedenen Höhenspitzen des Himalajagebirges, oder die verschiedenen Bestandtheile einer bestimmten Pflanze, oder auch, worauf ich ja gerade viel halte, ein schönes Gedicht hersagen müssen; — aber nach den

Ferien? aber als Abiturient? Nun, jeder frage bei sich selber an, was er wisse und wie er es wisse. Aber darum hat die Schule auch einen andern Zweck, als lediglich Wissenslappchen umzuhängen, die vom Winde verwehet werden. Sie ist mehr eine Werkstätte, wo der Geist gehämmert und geschliffen und gespitzt werden soll, in allen seinen Kräften, also auch natürlich durch Schärfung des Gedächtnisses. Daß das nur mit Gegenständen des Wissens geschehen kann, versteht sich von selbst, und daß dieses Wissen dann auch als solches seinen Werth behält, liegt ebenso auf der Hand. Aber es sind vorzugsweise solche Wissensgegenstände, die nicht so sehr gewußt, als gekannt werden sollen, wie man auch im praktischen Leben nicht sowohl fragt: „Was weißt du?" sondern: „Was kannst du?" Der Weg zu solchem Können besteht im Ueben, nicht im momentanen Gedächtnißbeladen; besteht im Wachsen von innen heraus, nicht im Anklecksen von außen. Darum heben wir alljährlich am Schlusse unseres Programms, wo wir bemerken, daß zur Aufnahme in die unterste Klasse des Gymnasiums nichts weiter als die gewöhnlichen Elementarkenntnisse erfordert würden, bedeutsam statt Kenntnisse Elementar-Uebungen hervor, die außer der religiösen Grundlage im Lesen, Schreiben und Rechnen bestehen. Ein Knabe, der flüssig lesen und schreiben kann, ist uns lieber, als wenn einer auf Kosten des Alt-Elementarischen schon etwas Französisch, etwas Geographie, etwas Naturbeschreibung, und was sonst für Dinge zur Schau gestellt werden, in den Kauf bringt. Das bestätigt hinterher die Praxis, und wir glauben, daß selbst ein Geschäftsmann einen solchen lieber hat. Was dann weiter die Gymnasialbildung angeht, so haben wir schon früher Veranlassung genommen, darauf hinzuweisen, wie und warum die Grundlage derselben die alten Sprachen sind und bleiben werden, trotz alles Fragens und Sagens, wozu doch

das todte Latein und Griechisch nütze; wie dann aber auch die übrigen Gegenstände des Gymnasialunterrichtes durch die richtige Behandlungsweise alle zusammengreifen, um erstens und vor allem das ganze Denk- und Auffassungsvermögen in Klarheit und Schärfe zu setzen; um zweitens eine Grundlage von allgemeinem Wissen zu bereiten, worauf sich später ein besonderes Wissen, ein Fach-Wissen mit erleichterter Sicherheit aufbaut; und um drittens allem Wissen jenen Gehalt des Könnens einzuprägen, wie er nur durch fortgesetzte Uebung gewonnen werden kann, und wie ihn der Gymnasial-Gebildete auch dann noch in sich wohnen fühlt, wenn er längst die Fragen vergessen hat, die er in der Abiturientenprüfung hat beantworten können.

II. Die zweite Aufgabe der Schule (die erste war der Unterricht) ist die Disciplin. Wir könnten auch Erziehung sagen; aber das klingt manchem heuzutage — freilich von sehr verschiedenem, ja gegensätzlichem Standpunkte aus — als wolle man damit in die väterlichen Rechte eingreifen. Allerdings ein trauriger Zwiespalt, wenn Schule und Haus nicht auf einem gemeinsamen höchsten und heiligen Princip sich aufbauen! — Also Disciplin muß die Schule haben; das versteht sich von selbst. Aber die Theorie scheint nach gewissen Tendenzen, die hin und wieder sehr sicht- und hörbar hervortreten, auf dem besten Wege, die abstracte Confessionsfrage zugleich in eine concrete Disciplinarfrage überzuleiten, ob nämlich disciplinirte oder disciplinlose Schulen. Nicht als ob sie ohne weiteres diese Frage so formulire; aber sie sieht nicht die praktischen Consequenzen, wofür sie Samen streut und Keime legt. Solche Consequenzen kann nur die Erfahrung überblicken. Es würde einen besondern Vortrag in Anspruch nehmen, über die Gegensätze zwischen Theorie und Praxis hinsichtlich der Schuldisciplin eine Reihe von eclatanten Momenten zu einem lichtvollen Ganzen zu verbinden. Darum

für jetzt nur einige abgerissene Sätze, die wir allerdings auch als Fundamentalsätze erachtet wissen möchten.

1. Die Disciplin ist ihrer Natur nach wesentlich eine Sache der Praxis und läßt sich nicht leicht in Theorie übersetzen. Es geht damit ähnlich wie mit der Methode des Unterrichtens. Ja, es erscheint oft wie ein Geheimniß, warum der eine Lehrer so leicht Disciplin halten kann, und es dem andern so schwer wird. Ich trage kein Bedenken, es auszusprechen, daß diejenigen, die viel über Disciplin zu sagen und zu schreiben wissen, in der Praxis oft am hinfälligsten sind, als wenn der theoretische Boden unter ihnen zerbröckelte und wildes Gesträuch über ihnen zusammenschlüge.

2. Das Fundamentalgesetz aller Disciplin ist der Gehorsam. Wo der Gehorsam aufhört, da hört auch die Disciplin auf. Dieser Satz ist ebenso einfach und in sich selbst klar, als er für manche so schwer zu begreifen wird, wenn sie mit der Disciplin der Schule in Collision kommen. Aber es bleibt so: Gehorsam ist der Thürhüter der Schule; wer sich ihm nicht fügt, dem schließt er die Thüre zu.

3. Die höchste und edelste Form, in welcher der Gehorsam zu Tage tritt und deshalb auch von den Vorgesetzten erstrebt werden muß, ist nicht die Furcht, sondern Hochachtung und Pietät. Pietät ist das Wort, womit das Seelenleben einer wohldisciplinirten Anstalt bezeichnet werden kann. Es ist ein Gräuel, zu schauen, wie heutzutage fein systematisch und wildstürmisch dieses edle Wort, dem das Wort „Auctorität“ zur Seite geht, aus den Fugen des Lebens hinweggeklaubt und hinweggeschlagen wird!

4. Um aber Alles kurz in Ein Bild zusammenzudrängen, so stellen wir das Disciplinarleben der Schule dem Erziehungsleben in der Familie zur Seite. Die Schule hat zwar ihre sogenannte Disciplinarordnung, gedruckt oder ungedruckt; und eine solche ist nöthig und ist heilsam, weil

sie so verschiedenartige Elemente gleichsam zu einem kleinen Staate vereinigt und darin den Gesetzesverhältnissen der Erwachsenen gleicht; aber das Disciplinarleben selbst, innerhalb der Schule, läßt sich nicht in eine Reihe von Paragraphen und Rubriken, von Verboten und Geboten bringen, ebenso wenig wie das Erziehungsleben im Kreise der Familie. Da sind tausend Dinge, die der Moment bringt und die vom Momente entschieden werden müssen. Die Schule als Schule kennnt keine Rechtsproceduren mit juristischer Auslegung ihrer Gesetze und deren Buchstaben; wo dazu Veranlassungen eintreten, müßte Aehnliches vorgefallen sein, wie wenn ein Vater seinen Sohn bis zu rechtskräftigem Einschreiten mißhandelt hätte. Wie sollte z. B. eine förmliche Disciplinarordnung dazu kommen, in ihre Paragraphen den Satz aufzunehmen: „Der Schüler darf in der Klasse keine Uhr tragen"? Gut; aber wenn nun ein Schüler mit seinem goldnen Uehrchen gar zu gern spielt und während des Unterrichts es fleißig hervorlangt oder heimlich in die Tasche hinein nach der Zeit schielt, und wenn nun der Lehrer nach allem fruchtlosen Ermahnen ihm endlich verbietet, das Uehrlein mit in die Klasse zu bringen, und wenn nun — denn jetzt kommt erst das rechte Wenn — wenn nun aber solch ein Casus nicht in der Disciplinarordnung steht, und wenn nun gar das Uehrlein ein Geschenk der Tante ist, das sie alle Tage vom lieben Vetter getragen sehen will: wie lautet dann der Wahrspruch einer disciplinirten Schule, selbst wenn in der Disciplinarordnung stände: „eine Uhr zu tragen ist dem Schüler erlaubt"? Sie sagt: „So nimm du dein Uehrchen und setze dich daheim deiner Tante gegenüber, bis du über und über gelehrt und erzogen bist." Denn bei dem Schulhause gilt nun einmal der Spruch des Dichters:

„Willst du, daß wir mit hinein,
Zu das Haus dich bauen,

Laß es dir gefallen, Stein,
Daß wir dich behauen."

Aber zum Schlusse sage ich nun auch, daß wir an unserm Gymnasium nicht bloß im großen Ganzen, sondern auch in solcher Weise den Geist der Pietät und Ergebenheit bei unsern Schülern finden, daß Abweichungen davon einen Eindruck machen, wie Flecken auf einem Spiegel, oder auch bisweilen wie fremde unakklimatisirte Pflanzen. Wohlgemerkt, solcher vereinzelten, fremdartigen Sprößlinge gibt's auch. Aber den wohlthuenden Eindruck der Gesammtheit konnte sehen, und hat gesehen, und hat anerkannt jeder, der in diesen Tagen unsern öffentlichen Prüfungen hat beiwohnen wollen. Und darum sollen die Prämien, die wir mit Freuden heute austheilen, durchaus keinen Schatten werfen auf diejenigen, welche keine Prämien empfangen; meine Worte mögen als Prämium für die Gesammtheit gelten. Zuvor aber gilt es, der Abiturienten zu gedenken.

Wir haben in diesem Jahrgang der Abiturienten siebzehn. Von diesen siebzehn sind aber nur acht, welche am hiesigen Gymnasium von der untersten Klasse an ihren Cursus vollführt haben. Ich versetze mich in diese unterste Klasse; es war das Schuljahr 1861—62. Und wie viele Schüler stehen in jenem Schuljahre als Schüler der untersten Klasse verzeichnet? Nicht weniger als 70! Und diese siebzig sind wohl ohne Zweifel damals alle von den Eltern dem Gymnasium zugeführt worden mit der hoffnungsvollen Aussicht, daß sie vielleicht das ganze Gymnasium absolviren würden. Und nun von jenen 70 diese 8! Auch das ist wieder Theorie und Praxis und zeigt die Kluft, die zwischen beiden sich öffnet. Und weil ich nun einmal in dieser Gegensätzlichkeit mich heute bewege, so mögen auch die Abiturienten eine leise Berührung davon empfangen. Gewiß ist es ein ganz angemessener Brauch, den Abiturienten bei ihrer feierlichen Ent-

lassung noch einmal öffentlich moralische Wahrheiten, zumal für's Universitätsleben, an's Herz zu legen. Und wenn dann solch eine Mahnrede nach Umständen recht kern- und salbungsvoll ausfällt, so würde vielleicht manche Mutter zu Thränen gerührt werden; zu Thränen der Freude, als ob ihr Sohn nach solchen Worten nun schon über alle Gefahren des Universitätslebens hinaus sei, und dieser ein so gefestigter Mann werde, wie sie in den Ermahnungen ihn hat vorzeichnen hören. Was sagt aber die Praxis? Sie sagt: „Oh! wenn's die Worte thäten! ja, wenn's die Worte thäten!" —

Nun, ihr Abiturienten, wenn's denn die Worte nicht thun, so thut ihr es selbst! Das ist die wahre Praxis! Und fällt sie gut aus, dann freut sich die Schule, daß sie es auch an eindringlichen Worten nicht hat fehlen lassen, daß die Kluft zwischen ihrer Theorie und eurer Praxis durch die Kraft und Treue eures Willens schönstens überbrückt worden. Auch in euern wissenschaftlichen Studien haltet die Praxis vor Augen. Vernehmet das Eine, freie Wort: „Auf Universitäten werdet ihr mit Theorien überschüttet werden; da ist es oft, als könne ein Professor kein Professor sein, wenn er nicht eine nagelneue Theorie zu Tage fördere. Habet wohl Acht, daß ihr Vieles in den hohen Wissenschaften als Schlacke betrachtet; suchet das edle Metall heraus, das euch wahrhaft bereichert, um dereinst in der Praxis eures Faches euch tüchtig und wirksam zu erweisen. Die höchste Praxis aber, die wir alle gemeinsam zu üben haben und an der ihr nie und nimmer eine Theorie dürft rütteln lassen, das ist die, welche ich mit den Worten jenes Buches aussprechen will, das allen unter euch vertretenen Confessionen heilig ist, mit den Worten Salomons: „Fürchte Gott und halte seine Gebote; denn das ist der ganze Mensch."

X.

Ueber die Lectüre der alten Classiker.

1871.

Die Lectüre der alten Classiker ist es, worüber einige Worte zu sprechen ich die heutige Gelegenheit für angemessen erachtet habe. Das Verzeichniß von Sprachen bildet bekanntlich einen Hauptbestandtheil in den Prospecten und Programmen aller höheren Lehranstalten. Gewiß mit Recht! und zwar aus drei verschiedenen Gesichtspunkten.

Für's erste ist Sprachstudium durch sich selbst ein höchst bildendes Element; denn was ist Sprache anders, als die in Erscheinung tretende Thätigkeit des menschlichen Geistes, ein hörbares Denken? Jede Regel der Sprache ist ein Reflex des Seelenlebens, und die Unbeugsamkeit einer Regel erweckt frühzeitig ein Bewußtsein von geordneten Schranken, und wirkt dadurch nicht bloß schärfend für's Denken, sondern gewissermaßen auch moralisch. Oft genug wird diese Seite des Sprachstudiums im alltäglichen Leben verkannt und gerade darum das Studium jener Sprachen am wenigsten gewürdigt, welche vorzugsweise nach dieser Seite hin ihre Wirksamkeit tragen, ich meine das Studium der altclassischen Sprachen.

Der zweite Gesichtspunkt des Sprachstudiums ist das eigentliche Erlernen, das Sprechen und Verstehen der Sprachen. Die Würdigung dieses Gesichtspunktes liegt jedem nahe, und da könnte nichts natürlicher sein, als der Wunsch, jegliche Sprache zu verstehen; vor allem diejenigen Sprachen, welche heute noch gesprochen werden, nicht bloß von benachbarten Nationen, sondern rings um den Erdball herum; um wo möglich selbst mit den Umwohnern der Nilsquellen sofort sich gemüthlich unterhalten zu können.

Das ist nun freilich ein unerfüllbarer Wunsch; der Thurm von Babylon will sich geistig nicht stürzen lassen; aber wir haben nichts gegen die Berechtigung dieses Wunsches. Und wenn dabei die alten Sprachen immer auf's neue die Frage müssen über sich ergehen lassen: „Wozu doch das widerwärtig schwere Latein und Griechisch, das kein Volk auf Erden mehr redet?“ — so haben wir freilich zu antworten: „Bedenket doch! wenn die neueren Sprachen die Brücken bilden zum Verkehr mit den lebenden Nationen, warum sollen wir nicht auch Brücken bauen zum Verkehr mit den Nationen der Vergangenheit? Zeit und Raum sind die Schranken, woran der Mensch gebunden ist; beide nach Kräften zu überwinden, ist seine Aufgabe; und die Zeit zu überwinden, ist wohl eine größere Aufgabe, als die Ueberwindung der räumlichen Geschiedenheit; sie ähnelt der Auferweckung der Todten.“ So haben wir auf jene Frage zu antworten; aber sie bildet auch den Uebergang zu dem

Dritten Gesichtspunkte für das Sprachstudium, zu jenem Gesichtspunkte, der im gewöhnlichen Leben, für alte wie für neuere Sprachen, fast gänzlich unbeachtet bleibt. Da heißt es nur immer: „Man lernt dort Französisch und Englisch, Latein und Griechisch,“ gleich als handle es sich nur darum, diese Sprachen zu verstehen und womöglich sprechen zu lernen, als würde immer nur Grammatik, Uebersetzung und Sprechübung getrieben. An den Werth und Gehalt der Lectüre aber, an die Gedanken und Formen der großen Geister, mit denen man verkehrt, wird selten gedacht. Und doch ist ja gerade das die eigentliche Nahrung und Bereicherung, welche der jugendliche Geist empfängt, um damit emporzuwachsen und dereinst wiederum geistig nähren und bereichern zu können. Und dieser Gesichtspunkt ist es, den ich heute für die altclassische Lectüre näher beleuchten und zum Durchblick bringen möchte. Nicht aber will ich in

majestätischer Reihe die Namen der griechischen und römischen Classiker, welche der Gymnasialbildung dienen, vorüberziehen lassen, um sie mit den Wahrzeichen ihrer Größe, mit dem Preis ihrer Werke, oder mit den zerstreuten Perlen einzelner Stellen auszuschmücken. Ich liebe das Allgemeine, Verschwommene nicht, sondern verlange nach concreten, unmittelbaren Gestalten. Und darum habe ich es vorgezogen, zum Reflex für alle, bei einem Einzelnen jener Classiker anzusprechen, und auch da nur einige wenige, freilich bedeutsame Klänge zu vernehmen. Ich habe dazu gewählt die Skizzirung von einigen Oden des römischen Dichters Horaz, und zwar die sechs ersten des dritten Buches seiner Oden, oder, wie sich wegen Mangels an Zeit ergeben wird, in Wahrheit nur die erste dieser Oden. Da möchte denn freilich die festliche Versammlung fast erschrecken, als wollte ich gleichsam eine Schullection hier veranstalten. Aber es ist ja gerade jener dritte Gesichtspunkt, den ich dafür hervorgehoben habe, wonach es sich nicht bloß um grammatisches und lexicalisches Verständniß von Sprachen handle, sondern wesentlich auch um den Verkehr mit großen Geistern, um Würdigung und Entgegennahme ihrer Ideen und um die Lichtblicke der Dichter (denn Lichtblicke sind das Eigenthum aller wahren Dichter), also gewiß um ein würdiges, über die Schule hinausreichendes Gebiet. — Wollte man dagegen sagen: „Für Mittheilung des Gehaltes genügten ja auch deutsche Uebersetzungen“: o, so bedürfte es eines besondern Vortrages, um zu zeigen, wie innig verschlungen bei Classikern, zumal bei Dichtern, Form und Gehalt sich erweiset, und welcher Credit dem Siegel eines urkundlichen Originals inne wohnt. — Also einige Oden des Horaz, nicht um des literarischen Verfassers willen, nicht als Schullection, sondern als eigentlicher Gedankenverkehr, als Erfassung und Würdigung seiner Ideen, als Begegnung der

Gegenwart mit einer, durch fast 2000 Jahre, und noch mehr durch eine welterleuchtende, umschaffende göttliche That von uns geschiedenen Vergangenheit. —

Fast abgenutzt ist das Wort, womit das letztvergangene Jahr gezeichnet zu werden pflegt, das Wort: „Große Ereignisse.“ Ja, die Ereignisse waren groß; aber bei Ereignissen sucht man nach den Wurzeln. Die Wurzeln sind Zustände, die immer auf's neue wieder ihre Sprossen treiben können. Größen sind gestürzt; denn der Schein hat sie enthüllt. Gestürztes sucht nach Aufbau; Zertretenes seufzt nach Wiedergeburt; nicht minder aber hat Stehendes zu sorgen, daß es nicht falle. Grauenhafte Mächte haben geknirscht und aus düstern Verstecken ihre Blicke gezeigt; sie lauern, um durchzubrechen. Die Welt zittert fieberhaft und ringet nach festem Haltpunkt. Principien, Principien! ewige Wahrheiten, nicht doctrinäre Meinungen und problematische Wissenschaft sind ihr Bedürfniß; Felsen zu fassen und festzuhalten ist die Aufgabe des Schwankenden. So fühlte Horaz zu seiner Zeit das Bedürfniß des römischen Reiches, so die Aufgabe des Volkes und seiner Regierung. Schreckliche Bürgerkriege mit allen ihren demoralisirenden Folgen hatten gewüthet: nicht von außen kommen solche, sie wurzeln im Volke. Die Zustände waren es, die einer Umschmelzung bedurften; und auf sie richtet der Dichter seinen seherischhellen, durchdringenden Blick, und er durfte um so offener und durfte um so freimüthiger reden, weil er in Augustus den bereits erschienenen Retter begrüßte. Diesem Drange nach geistiger Wiedergeburt des römischen Volkes sind jene sechs ersten Oden des dritten Buches gewidmet, und mit dieser Beziehung haben wir sie heute zum Gegenstande unserer Anrede gewählt, nicht als ob auch wir bereits, wie die damalige Welt, versunken wären, aber um zu schauen, wie unsere Jugend durch die Lectüre der Classiker unter-

wiesen wird, Zeiten und Zustände zu begreifen, und sich und dereinst auch andere vor Versinken zu hüten.

Ich gehe also über zu den Oden selbst. Die erste Ode beginnt mit einer Strophe, welche zugleich den Eingang bildet zu der ganzen Reihe der genannten sechs Oden. Der Dichter fühlt den hohen Ernst dessen, was er zu sagen hat, fühlt die Heiligkeit der Ideen, die ihn bewegen, fühlt sich selbst als ein Organ des Göttlichen, als Priester der Musen, als Seher und prophetischen Verkünder ewiger und rettender Wahrheiten; er weiß und fühlt aber auch, daß manche Ohren für seine Mahnungen taub sein werden; daß es einen geistigen Pöbel gibt, hohen und niedrigen, einen unheiligen, unverbesserlichen Pöbel, der kein Verständniß für Höheres, kein Herz für Opfer der Tugend hat; und darum wendet er seinen Blick zu der noch unbefleckten, aufwachsenden Jugend hin; kündigt seine Lieder für Knaben und Jungfrauen an, damit aus ihnen ein neues, besseres Geschlecht hervorgehe.

„Nichts habe ich zu schaffen mit ungeweihetem Pöbel (Odi profanum vulgus et arceo); ich mag ihn nicht und weise ihn ab; Andacht verlange ich und heilige Stimmung; denn als Priester der göttlichen Musen (Musarum sacerdos) trete ich auf; und Lieder, wie sie bisher nicht vernommen (also aus höherem Auftrag empfangene), will ich singen für Knaben und Jungfrauen."

So ungefähr lautet jene kurze Eingangsstrophe, womit der Dichter seine große Staatsrede ankündigt, durch welche er aus den Höhen des göttlich geweiheten, poetischen Schauens seinem Vaterlande die wahren Grundlagen und Mittel des Heils und Gedeihens, der innern Wiedergeburt, eröffnen und zeichnen will. — Die erste Grundlage aber für alles Gedeihen innerhalb der menschlichen Gesellschaft ist die rechte Auffassung der großen allgemeinen Weltordnung,

weil jeglicher Zwiespalt mit ihr sich nothwendig auf die Dauer selbst richtet und vernichtet. Die Erfassung der Weltordnung, die Anerkennung des nun einmal Gegebenen und Nothwendigen ist denn auch der Gehalt, dem die erste der Oden gewidmet ist. Die Worte des Dichters, womit er nach der Eingangsstrophe fortfährt, lauten:

„Zu fürchtende Könige haben über ihre eigenen Heerden, über die Könige selbst hat Juppiter die Herrschaft, er der Verherrlichte im Gigantentriumph, er, der mit seiner Augenbraue das Weltall bewegt."

Dichterworte sind kurz, weil ihr Gehalt in der Tiefe ruhet. Was alles aber hat der Dichter mit jenen wenigen Worten ausgesprochen und als unumstößlich gleichsam an das Firmament der menschlichen Gesellschaft geschrieben! Er sagt: „Auf Erden ist und muß sein: Herrschaft, Obrigkeit, Auctorität, die man zu ehren und zu fürchten hat; sie muß bestehen und walten, wenn nicht die Gesellschaft wie eine hirtenlose Heerde zerstieben soll; sie ist das Fundament der Ordnung und des Zusammenhaltens, und darum muß ihr gehorcht werden, wie die Heerde dem Hirten folgt; aber sie selbst, die Obrigkeit hat aus demselben Grunde auch die Pflichten eines Hirten, eines guten und getreuen Hirten; sonst würde der Herrscher ein Miethling, und das Volk nicht seine Heerde sein. Den Namen „Könige" spricht der Dichter aus; ein Name, der dem freien Römer damals wie orientalischer Despotismus klang. „Thut nichts," will der Dichter damit andeuten, ob Consul und Senat, oder König: es muß Obrigkeit sein; und er zeichnet absichtlich die höchste Potenz derselben, ihre Gipfelung in einer einzigen Person, im Königthum; aber sofort wiederholt er auch den schreckbaren Namen, und zwar jetzt in einer andern Weise als von Seiten der Macht; denn er fügt gleich hinzu: „Ueber die Könige selbst führt Juppiter die Herrschaft (Reges

in ipsos imperium est Jovis);" das heißt denn doch, wenn wir die Worte auflösen: „Es gibt einen Gott, einen höchsten Gott, dem die Könige, die höchsten Gewalten der Erde, unterthan sind, von dem allein sie das Recht haben, über ihre eigenen Unterthanen zu herrschen; dem sie also ebenso Ehre und Furcht, Gehorsam und Rechenschaft schulden, wie sie es von ihren Untergebenen für sich fordern." „Und wehe dem," so mahnet der Dichter, indem er Juppiter als den Verherrlichten im Gigantentriumph bezeichnet, „wehe dem irdischen Machthaber, der sich gegen die göttliche Macht vermisset und auf sich selbst trotzen will! Ihm wird's ergehen wie jenen Giganten, die Berge auf Berge häuften, um den Himmel zu erstürmen; aber der Allerhöchste zerschlug sie, und die Berge, die sie gehäuft, stürzten nieder und bedeckten sie, und sie heulen im Abgrund immerdar; und ihre Anmaßung hat nur verherrlicht den Allwaltenden, und ihm einen Triumph bereitet, in welchem er leuchtet zu ewiger Mahnung; ihm, der da keines Kampfes, keiner Anstrengung zum Triumphiren bedarf, sondern nur zu wollen, nur zu winken braucht, um in Vollziehung zu setzen; der, wie der Dichter es ausdrückt, mit seiner Augenbraue das Weltall erschüttert (cuncta supercilio moventis)."

Nun: vor solcher Weltordnung, vor solchem Gott, der mit seinem bloßen Wollen das Weltall lenkt, und der die Könige unter seiner Obhut, aber auch unter seiner Botmäßigkeit hält, damit sie wie Hirten die Völker weiden: wie soll da der ungeweihete Pöbel, der geistige Pöbel, den der Dichter meint, mit seinem unheiligen, gottlosen Geschrei bestehen? wie, sollt' er nicht verstummen und sich verkriechen, damit die Berge nicht über ihn fallen, die er gegen den Gott aufzuhäufen wähnet? — Aber trotz alle dem möchte der Einzelne, der willig solche Weltordnung anerkennt, doch noch seufzen und fragen: „Warum denn aber ist mir noch dieses

und jenes Besondere auferlegt, dieses und jenes Besondere versagt? diese Noth beschieden, dieses Glück entzogen? warum steht jener im Ueberfluß und ich im Darben?"

„Ja freilich," antwortet der Dichter in den sich anschließenden Strophen auf solche Fragen und Bedenken, „ja freilich findet sich's, daß der eine seine Baumpflanzungen in weiten luftigen Reihen dehnen kann, weil er reich ist an Grundbesitz; daß der andere durch Geburt und Herkunft glänzt und um seines Adels willen bei Wahlen und Bewerbungen auf Stimmen und Majoritäten rechnen kann; wie es wieder anderseits geschieht, daß einer durch seine glänzenden persönlichen Eigenschaften, durch seinen Ruf und Ruhm selbst mit den Reichsten und Vornehmsten in die Schranken treten und den Wahlkampf aufnehmen kann; und wieder ein anderer, vielleicht ohne Reichthum, Adel und begabte Persönlichkeit, lediglich durch seine Stellung, seinen Einfluß und seine Verbindungen eine Menge von Clienten, von tief ergebensten Anhängern findet, auf deren Schultern er seine Füße setzt, um zu stehen und an Geltung zu steigen." — „Aber", fährt der Dichter fort, „was gilt all' dieser Unterschied vor der Einen, großen, gemeinsamen Nothwendigkeit, die jeglichen Namen der Erdgeborenen in ihrer Urne trägt, um ihn zu schütteln und dem Loose zu überlassen, rücksichtslos, ob Höchst oder Niedrigst, Fürst oder Bettler — was gilt all' der Unterschied von Glücksgut und Habe vor der allgewaltigen Nothwendigkeit des immer nahen Todes?" —

Also auch das gehört in die Weltordnung: Anerkennung der Verschiedenheit der Stände und der Glücksgüter, der persönlichen und zufälligen Vorzüge und Geltungen; und keine Berechtigung zu Gier und Raub und Revolte; und das alles mit einer Anerkennung, die keinen Augenblick darüber zu grollen oder zu grübeln hätte, weil ja — so

mahnet der Dichter — alles nur ein Besitz des Augenblicks ist, indem jeden Augenblick der Stundenschlag des unerbittlichen und niemals vorherzusehenden Todes eintreten kann. Das ist ja auch die ewige Elegie, die alle Völker ausseufzen in Worten und Melodien, weil sie über ihnen liegt, wie eine unausweichbare Atmosphäre: die Elegie von der Vergänglichkeit alles irdischen Besitzes und Glücks, die Elegie von dem immer nahen und nimmer entfliehbaren Tode. Es ist das Moll des Bewußtseins gegen den Dur-Trieb der Natur im Menschenleben!

Aber der Dichter gibt Erhebung und läßt den Unterschied der irdischen Güter nach ihrem Werthe immer mehr in nichts verschwinden. Er ruft aus, „daß es nur der Nacken des Gottlosen (cervix impia) sei, der fortwährend es wie ein gezücktes Schwert über sich hangen fühle, gleich jenem Tyrannen, der dem Lobredner seines Glückes, zur Kostung desselben, an einem Pferdehaare ein Schwert über Häupten schweben ließ; und der Dichter zeichnet den Zustand des Gottlosen mit den Worten, daß keine sicilischen, keine üppigst gewählten Mahlzeiten ihm fröhlichen Appetit und süßen Geschmack bereiten; keine Vogelklänge da draußen in Waldeskühle, keine Harfentöne und Ohrenschmäuse in Goldpalästen ihm den ersehnten, erquickenden Schlummer zuführen." — „Denn sanfter Schlummer", fährt der Dichter fort, „wendet sich nicht ab, sondern kehrt gerne ein bei niedrigen Hütten ländlicher Männer, läßt sich bewillkommnen von ihnen an schattiger Quelle und rieselndem Bache, und weichet nicht vor dem Sausen der Weste, wenn sie die Thäler durcheilen und die Wipfel schütteln."

Also der nicht gottlose Nacken, der gottesfürchtige, rechtschaffene Mensch ist es, der kein hangendes Schwert über sich fühlt; er ist im Einklang selbst mit der Natur; ihr Säuseln und Sausen, ihr Quellgerieſel wie die Hüttenstille,

ist Harmonie zur Melodie seines Herzens und mehret den süßen Schlummer, d. i. den Frieden der Seele. Also nicht der Unterschied der Stände und der Glücksgüter, nicht die Verschiedenheit der persönlichen Gaben und einflußreichen Stellungen, sondern das Gegentheil der Gottlosigkeit, also die Frömmigkeit und Rechtschaffenheit, gibt den wahren Frieden und das wahre Glück auf dieser Erde, und damit schwindet aller Unterschied der Stände, vom Bettler bis zum König, wenn es sich um wahres Glück des einzelnen Herzens handelt, schwindet um so mehr, je bereitwilliger das Herz ist, den objectiven, vorliegenden, durch die Weltordnung gegebenen Unterschied anzuerkennen und zu würdigen.

Und darum, was soll der Einzelne verlangen, was erstreben und erbitten für sein Glück und seinen Frieden? „Nichts weiter", sagt der Dichter, „als sein Genügen, bei reinem frommem Herzen." „Gib mir nicht Reichthum, gib mir nicht Armuth", sagt der weise Salomon; und so hören wir auch hier den prophetisch gestimmten Sänger laut aussprechen:

„Wer da nichts weiter begehrt, als sein Genügen, der banget nicht um seine Kauffahrteischiffe, wenn das Meer tobt; der grollt nicht mit dem Himmel, wenn der Hagel sich ergießt; und verwünscht nicht die Gewächse, wenn der Frost sie knickt; und verklagt nicht die Gestirne, wenn der Feldbau verdorrt."

„O wie weit aber ist's mit unserer Zeit gekommen!" — so fährt der Dichter fort; — „die Fische des Meeres müssen erfahren die Maßlosigkeit des menschlichen Begehrens. Denn in's Meer hinein, in das Gebiet und zur Beengung der frei wohnenden Fische, werden hineingeschoben die gewaltigen Dämme zu künstlichen Anlagen von Landzungen und Inseln für Lustbauten der reichen Herren, die da meinen, die Unruhe des Herzens könne beschwichtigt werden

durch den Wechsel des Orts, durch Begegnung von außen, ohne die genügsame, auf alles gefaßte Ergebung von innen.“ — Aber der Dichter weiß ihnen die rechten Worte entgegenzuhalten; er sagt:

„Furcht und Aengsten, schwarze Qual und Sorge begleiten ihren Herrn, der sie durch seine eigene Schuld sich gesellet hat; sie heften sich an seine Sohlen und folgen ihm nach wie berechtigte Gefährten; will er zu Roß ihnen entfliehen, sie setzen sich hinter den Reiter; glaubt er auf ehernem Schiffe über die Fluten des Meeres hin sich gesichert, sie bleiben nicht zurück; denn überall findet er sich selbst wieder.“

„Und so denn“ — schließt der Dichter mit echt heiterer Anwendung auf sich selbst, die denn natürlich auch jeder andere für sich nach seiner Weise beherzigen mag — „und so denn, wenn in Leid und Schmerz kein phrygischer Marmor und kein strahlender Purpur, kein Falerner Wein und kein persischer Salbenduft Linderung bringt: warum soll ich nicht zufrieden sein mit meinem kleinen Besitzthum im stillen Sabinerthal? Warum sollte ich nach neumodischen Säulen-Hallen und Palästen begehren, und es auf Reichthum anlegen, der doch immer nur Sorgen und Mühseligkeiten mit sich führt?“

Soweit der Inhalt dieser, nur 48 kurze Zeilen fassenden Ode, als Grundlage für sociale Wohlfahrt, für Wiedergeburt eines versunkenen Volkes, für Aufbau eines geordneten Staatslebens. Also: „Es ist ein Gott, ein höchster Gott, ein persönlicher Gott, ein strafender Gott, wie Juppiter es an den Giganten erwiesen. Auf Erden muß Obrigkeit sein, und es muß ihr gehorcht werden; aber sie selbst steht unter Gott als ihrem Herrn, und sie hat somit auch göttliche Verpflichtungen gegen ihre Untergebenen. Daneben besteht Verschiedenheit der Stände, der

persönlichen und ererbten Glücksgüter, der Unterschied von Arm und Reich, Hoch und Niedrig; und diese Verschiedenheit muß anerkannt werden, wo sie sich findet, und gibt keine Berechtigung zu gewaltsamem Eingreifen; sie ist aber auch keine wesentliche Verschiedenheit, sondern nur eine äußere und unsichere; denn vor dem großen Gesetze des Todes sind wir alle gleich. Und noch mehr! es tragen jene äußeren Glücksgüter auch gar nicht einmal einen Haltpunkt für wirkliches Glück in sich. Nur der Rechtschaffene und Fromme hat Frieden der Seele und wahres Glück; dem Gottlosen dagegen schwebt immer ein gezücktes Schwert über dem Nacken, und jene äußeren Güter geben nur zu leicht Anlaß, den Weg und Sinn des Rechten zu verlassen, während der still Genügsame ihn sicherer bewahrt und sein Glück in sich selbst trägt. Darum vor allem fromme Rechtschaffenheit und Genügsamkeit! und alles übrige dem Weltordner von oben überlassen!" —

Nun, das sind doch wohl Grundsätze, die es verdienen, der Jugend eingeprägt zu werden! — „Ja freilich", wird man sagen; „aber dafür bedarf es keiner Lectüre der alten Classiker; das sind ja ganz bekannte Lehren und Mahnungen, die wir von würdigen Männern überall ausgesprochen und niedergeschrieben und erst recht von unserer Religion bestätigt und bekräftiget finden." — Ja freilich, antworte ich, es sind und sollen sein bekannte, weil mit der Menschenwürde verwachsene und von der Religion geheiligte Sätze. Aber gerade das ist die Kraft und Wirksamkeit der altclassischen Lectüre, daß in den leibhaftigen Worten der hingeschiedenen Geister gesehen wird, wie die Sätze der Wahrheit ewige Sätze sind, und wie sie hervorblitzen aus allem Dunkel und Verderbniß der Zeiten; und daß zweitens gesehen wird, wie sich Gott nirgend unoffenbart gelassen, sondern wahrhaft jeden Menschen erleuchtet, der da kömmt in

diese Welt, und wie daher die Anklänge des Wortes Gottes, selbst bis in tiefe Geheimnisse hinein, ebenso oder in weit höherem Grade durch alle Verdunklungen des Heidenthums hindurchzittern, als die Mosaischen Ueberlieferungen der Urzeit sich in den so bunt gestalteten Sagen und Mythen abdämmernd wieder finden. Es war ja gerade das die Fülle der Zeiten, daß das Zerstreute gesammelt, das Gegebene vollendet, und durch den Eckstein Zwei in Eins verbunden wurden. Alle Wahrheit ist ewig, und keine widerspricht der andern, nie und nimmer, und überall findet sich ihr Samen und ihr Gekeim. Dieser Satz soll auch die Classikerlectüre begleiten, und soll sich bei ihr erweisen in der manchfaltigen Vereinigung mit der Eigenthümlichkeit der Form, worin die Schönheit, „der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit", ihr unbegrenztes Gebiet hat.

In gleicher Weise nun, wie die kurze Eingangsode, auch die fünf folgenden, sich daran anschließenden, und meist sehr ausgedehnten Oden hier zu zergliedern, dürfte nicht im Entferntesten der Zeit und der Theilnahme zugemuthet werden. Aber ihre Reihenfolge mit raschen Zügen zu zeichnen, gebührt sich dem Gegenstande, den die besprochene Ode nur eingeleitet hat.

Die nächstfolgende zweite Ode hebt sich scharf mit drei Spitzen hervor; sie wendet im Anschluß an die erste Eingangsstrophe zunächst wieder den Blick auf die heranwachsende Jugend, namentlich die männliche, und verlangt, statt aller Verweichlichung und Entzügelung, eine abhärtende, militärisch disciplinirende Zucht, zu frohem Entbehren, unermüdlichem Ertragen, unverzagter Tapferkeit und opferwilliger Thatkraft, bis zu begeistertem Sterben fürs Vaterland (dulce et decorum est pro patria mori). — Als Zweites sodann tritt der Zweck der Erziehung, die wahre männliche Ge-

sinnungstüchtigkeit hervor; es ist die Tugend, die in sich selbst gegründete Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit, die um keine Volksgunst buhlt, um Ehren zu erlangen, sondern hoch auf Fittichen, wie der Dichter sagt, über die unsaubern Clubbs hinüber den Weg der Unsterblichkeit fliegt. — Es ist drittens die Religiosität, das treue Festhalten an allem Heiligen, bis zu den stillgeweiheten religiösen Mysterien; „denn," sagt der Dichter, „ich möchte nicht unter demselben Haus-Gebälke und nicht auf demselben Schiffsverdeck weilen mit einem Menschen, der die Mysterien der Ceres verrathen; die unausbleibliche Strafe, die den Gottverächter trifft, muß ja oft auch der Unschuldige mit demselben theilen."

Die dritte Ode ist jenem Mannescharakter geweiht, von dem der Dichter sagt: „Und wenn gebrochen der Weltball einstürzte, ihn würden als Unerschrockenen treffen die Trümmer (si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae)"; es ist die Beharrlichkeit auf dem Boden der Gerechtigkeit (justus et tenax propositi); denn nur der Gerechte kann wahrhaft consequent und beharrlich sein. „Vor solchem Charakter Roms, worin seine Größe wurzelt, hat selbst Juno, wie der Dichter singet, ihren alten Groll gebeugt und Roms Ewigkeit bestätigt." Ist es ja derselbe Charakter, wovon Goethe so schön sagt:

Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei.

Ja, Gerechtigkeit zum Fundament und Beharrlichkeit im Aufbau, das sind Gebäude, woran sich vergeblich die Wogen brechen.

Die vierte Ode entfaltet mit einer äußerst fein ange-

legten und reichen poetischen Oekonomie das große Thema über den Vorzug des geistigen Lebens vor dem materiellen; da heißt es: „die Gewalt des Materiellen stürzt durch eigene Last (mole ruit sua); aber besonnene, geistig gemäßigte und weise geleitete Kraft wird selbst von den Göttern gefördert, denen jegliches Maßlose und Frevelnde ein Gräuel ist."

Die fünfte Ode sodann, mit Hinblick auf Augustus als den Stellvertreter Juppiters auf Erden, also mit Versöhnung der Weltordnung zwischen Himmel und Erde, ist vorzugsweise der Vaterlandsidee, als dem antik-höchsten sicht- und faßbaren, aber für den Römer zugleich als ewig geltenden Haltpunkte socialer Ordnung und Wohlfahrt, gewidmet, und prägt mit römischen Zügen den alt- und echtrömischen Patriotismus ab, in der Person des Regulus, der das Gegentheil rieth von dem, wozu der Feind ihn gesendet, aber darum doch sein Wort nicht brach, das er dem Feinde gegeben, sondern fröhlich zurückeilte zu dem Martertode, der seiner wartete. Das heißt denn: lieber den Martertod sterben, als die Idee des Vaterlandes verläugnen, hier zunächst des irdischen, aber gewiß ebenso, was höher ist, des ewigen. Hebt ja auch der Dichter im Anfang dieser Ode vor allem die Ewigkeit Roms hervor.

Die sechste Ode endlich — o! wie dröhnend erklingen auch heute ihre Worte! Sie ruft:

> „O mein Volk, du büßest alte Sünden, und wirst sie fortbüßen, so lange du nicht zurückkehrest zur Religion, und nicht — wie der Dichter ausdrücklich es zeichnet — die Gotteshäuser renovirst und den alten Staub von den heiligen Bildern abwischest. Nur, in so weit du dich Gott unterordnest, herrschest du (dîs te minorem quod geris, imperas);" also: je tiefer du dich Gott unterordnest, desto sicherer stehst du

als Herr da! Darin — sagt der Dichter — wurzelt der Anfang und das Ende (hinc omne principium, huc refer exitum). Nur die Hintansetzung der Religion (di neglecti) hat über Hesperien als göttliche Strafe das Unheil gebracht. Und die nächste Folge der Irreligiosität ist gewesen das Verderbniß des Familienlebens, die Entwürdigung und Entheiligung der Ehe (der Dichter zeichnet diese Seite mit scharfer Enthüllung), dieser zweite Ursprung alles Elends, das über Volk und Vaterland sich ergossen (in patriam populumque fluxit). Mit solcher Religionslosigkeit und Familienlosigkeit hat Rom seine Größe nicht erlangt und wird die erlangte nicht bewahren, sondern immer nur Schlechteres aus Schlechtem erzeugen."

Das sind fast wörtlich die Ausrufe des Dichters an den Römer seiner Zeit, und er kehrt damit in den Anfang zurück, womit er die Odenreihe begonnen: „Es ist ein Gott, und nur die Religion ist es, wodurch der Staat zu retten und zu halten." Ja, so spricht Horaz der Heide, in seiner dichterisch, und darum seherisch durchleuchteten Erhebung; aber *wie* leuchten erst diese Wahrheiten der nebelnden Erkenntniß im Glanze der offenbarten ewigen Sonne, wenn sich das Auge nicht frevelnd ihm verschließen will!

Und nun, geliebte Abiturienten, an die ich mich jetzt wende, sind euch diese Worte neu, die ich eben gesprochen? ist euch diese Art der Classikerlectüre fremd geblieben? Nein! ihr wisset, daß ihr Solches und Aehnliches immer vernommen, wenn wir zusammen in den Hallen der Vorzeit, in der Dämmerungsschönheit jener classischen Geister wandelten, durch welche die Finsterniß Ahnung empfing von jenem ewigen Lichte, das nach seinem Aufgang sich hat müssen läugnen lassen, weil das stolze materielle Auge seinen geistigen Glanz nicht erträgt. — Euer Vertreter hat so eben in seiner Ab-

schiedsrede den Dank ausgesprochen für alles das, was die Anstalt euch geboten. Gewiß! Undank wohnt nur in schwarzem Gemüthe; aber der Wirkende sieht den schönsten Dank in der Wirkung. Zeigt ihr die Früchte dessen, was wir gesäet: o, so ernten wir gemeinsam, und tragen gemeinsam unsere Garben. Ich erkläre es hier vor der festlichen Versammlung, daß eure Klasse von der untersten Klasse an eine talentvolle war, und daß wir an mehrere von euch Erwartungen stellen, die weiter greifen, als der persönliche Wirkungskreis, der ihnen wird angewiesen werden. Eben darum spreche ich auch kurz und männlich mit euch, und sage nur: Gehet hin, geliebte Schüler, und behaltet, was wir noch in einer der letzten Schulstunden zusammen besprachen: über die Förderung des Guten bei Andern. Denn ihr seid berufen, nicht bloß das Gute zu üben für euch, sondern es auch zu befördern bei Andern. Und als ich zur Einleitung für diese Besprechung Einen von euch fragte: „Hältst du es mit dem Guten, oder mit dem Bösen?“ — wie lachtet ihr allesammt bei dieser plötzlichen Frage, im Gefühle der Unmöglichkeit, daß ein Menschenkind von Herzen sagen könne: „Ich halte es mit dem Bösen.“ — Nun so haltet ihr es denn mit dem Guten! An der Erkenntniß dafür wird es nicht fehlen; der Wille nur sei getreu! Haltet's mit dem Guten, und erkennet euren Beruf, das Gute zu vertreten und zu befördern auch bei Andern. Für diesen Beruf empfanget jetzt aus meinen Händen das Zeugniß der Reife, das euch von der Anstalt zuerkannt worden. Lebet wohl, gesund an Leib und Seele!

XI.

Ein Abiturient vor tausend Jahren.

1872.

Den bedeutsamsten Moment unserer jährlichen Schlußfeier bildet ohne Zweifel die Entlassung der Abiturienten. Ist es ja die feierliche Verabschiedung solcher Schüler, die das Endziel der Gymnasialbahn erreicht haben und nunmehr an jener entscheidenden Lebenslinie stehen, wo sie zu besonderen Fachstudien übergehen, mit denen sie dereinst ihrem Leben das Gepräge eines höheren Berufes geben sollen. Gewiß hat ein solcher Abiturient in der langen Reihe von Jahren nach den heutigen Anforderungen vieles und mancherlei lernen müssen, hat viel an den Kräften seines Geistes, seines Denkens und Wollens, müssen feilen und schleifen lassen; aber je umfassender diese Anforderungen erscheinen, um so näherliegend, vielleicht auch um so überraschender dürfte die Frage sein: „Was war denn solch' ein Abiturient beim Uebergange zu den höheren Berufsstudien vor tausend Jahren? was war er hier in Mainz und den höheren Schulen des Mainzer Gebietes? — Wir haben eine Antwort auf diese Frage, und diese Antwort soll den Gegenstand meiner Anrede bilden.

Walafried Strabo ist ein in Literatur und Geschichte bekannter Name, ausgezeichnet als vielseitig wissenschaftlicher Schriftsteller, als reichbegabter Dichter, als hochgefeierter Abt, als gewandter kaiserlicher Gesandter und Geschäftsträger. Er wurde geboren im Jahre 806, in dem damaligen Alemannien oder Schwabenland, wurde als Knabe in die Klosterschule zu Reichenau am Bodensee gebracht und vollendete dort eben jenen allgemein wissenschaftlichen Vorbildungscursus, den wir jetzt Gymnasialcursus nennen, und der damals die

sogenannten sieben freien Künste, richtiger freien Wissenschaften (artes liberales) umfaßte und aus zwei Hauptabtheilungen bestand, dem Trivium mit den drei Wissenschaften: Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und dem Quadrivium mit den vier Wissenschaften: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Ueber diesen seinen Cursus ist vor mehreren Jahren (1857) von dem Benediktiner-Stift Einsiedeln im Jahresbericht der dortigen Erziehungsanstalt eine ausführliche Darlegung gegeben, welche in Form einer Selbstbiographie nicht nur die Studien, sondern auch manchfache Erlebnisse Walafrieds von Semester zu Semester begleiten läßt. Als Lehrer desselben finden wir besonders die Namen Tatto, Grimald, Gerard und Wetin. Abt des Klosters war der Bischof Hatto von Basel. An diese Darstellung schließen wir uns an, um in kurzen Umrissen mit begleitenden Bemerkungen einen Unterrichtsgang zu zeichnen, wie er, dem heutigen Gymnasialcursus gegenüber, vor mehr als tausend Jahren auf deutschem Boden stattfand. Zur Würdigung aber der damaligen Leistungen muß vor allem festgehalten werden, mit welchen Schwierigkeiten das Studieren damals verbunden war. Da hatte der Schüler noch nicht seinen bequemen Vorrath von Schulbüchern zum Nachlesen, nicht seinen Reichthum an Heften und Schreibmaterialien; oft besaß eine Schule nur das eine oder andere Exemplar eines Classikers; Pergament und Linnenpapier waren theuer; das Hauptschreibmaterial war ein Wachstäfelchen, das jeder Schüler zur Hand hatte; im Uebrigen mußte das unmittelbare Gedächtniß seine Dienste thun. Und so schärfet denn auch ihr, liebe Schüler, heute euer Gedächtniß, um eine Vorstellung zu bewahren, was ihr vor tausend Jahren in den einzelnen Klassen für Mitschüler gefunden hättet. Uebrigens liegt es in der Natur des Gegenstandes, daß ich ihn nicht mit Schwung und Färbung versehen kann; und da nun

auch manche Einzelheit für einen Theil der hochverehrten Versammlung weniger unmittelbar verständlich sein wird, so habe ich um so mehr um Geduld und Nachsicht zu bitten, in der Hoffnung, daß doch immerhin ein für Alle verständliches Gesammtbild sich aufbauen werde.

Walafried also (der Beiname Strabo heißt der Schielende) kam aus armer Familie als neunjähriger Waisenknabe, etwa um Ostern 815, ein Jahr nach Karls des Großen Tode, in die Klosterschule der Benediktiner-Abtei zu Reichenau. Die Gesammtzahl der dortigen Zöglinge scheint über 500 betragen zu haben, hohen und niederen Standes. Er konnte noch nicht lesen und schreiben; aber das Auge eines Neunjährigen sieht die Buchstaben schon mit der Waffe des Verstandes an, um ihrer bald Herr zu werden; und so hatte Walafried schon in wenigen Wochen es so weit gebracht, daß er nicht nur das, was man ihm auf seine Wachstafel schrieb, sondern auch das lateinische Buch, welches ihm zu Handen gegeben wurde, mit Geläufigkeit lesen konnte. Von diesem Latein selbst verstand er natürlich noch nichts; aber es fragt sich, ob nicht gerade dadurch das Erfassen jedes einzelnen Buchstaben und somit die Sicherheit des Lesens geschärft wird, wenn es an einer fremden Sprache geschieht, zumal der lateinischen, wo jeder Buchstabe seine volle und reine Aussprache empfängt. Erst nach einer gewissen Geläufigkeit im Lateinischen wurde ihm ein deutsches Büchlein gegeben, was ihm zwar anfangs neue Mühe machte, wobei er aber, wie es in jenem Berichte heißt, mit Freude sich verwunderte, wie man lesen und das Gelesene zugleich verstehen könne — allerdings eines von jenen Wundern, wozu die Thierwelt kein Analogon bietet. Mit dem Lesenlernen vergingen die Sommermonate; der Winter war der Schreibkunst gewidmet. Daß aber beim Lesen und Schreiben nicht den ganzen Tag hindurch lediglich die Wachstafel oder das

Büchlein in Händen war, sondern manchfache Belehrung und Uebung zur Seite ging, das begreift sich schon aus der Natur eines Tageslaufes und der geregelten Stundenordnung innerhalb eines Pensionates. Und so trat er denn im Frühjahr 816, in seinem zehnten Lebensjahre, in die unterste Grammaticalklasse, in die unterste Klasse eines heutigen Gymnasialcursus, in die Sexta nach jetziger Benennung.

Die Grammaticalklassen, deren es vier gab, hatten vor allem den Zweck, die lateinische Sprache — natürlich zur Seite gehend auch die deutsche — richtig und flüssig reden und schreiben zu lernen. Das geläufige Reden in einer fremden Sprache wird bekanntlich durch theoretischen Unterricht fast nie erreicht; wird dagegen heutzutage ein Kind in ein französisches Pensionat geschickt, so wird es schon nach einem halben Jahre sich mit dem Sprechen recht gut helfen können. In ähnlicher Weise könnte man die damaligen Klosterschulen lateinische Pensionate nennen. Daher mußte denn, gleich beim Eintritt in die unterste Grammaticalklasse, eine Reihe von lateinischen Redensarten auswendig gelernt werden, wie sie für den täglichen Verkehr mit Lehrern und Mitschülern nöthig waren, etwa wie ein französisches bonjour, merci u. dgl. Denn außer der Erholungszeit durfte nur Latein gesprochen werden; bloß die Anfänger hatten natürlich für das erste Semester die Nothwendigkeit, sich deutsch auszudrücken und deutsch unterrichtet zu werden. Die Uebung aber machte um so raschere Fortschritte, da ein und derselbe Hauptlehrer in einem und demselben Locale mehrere Abtheilungen, selbst vom ersten bis ins vierte Jahr hinein, zu unterrichten hatte, wobei denn unter seiner Aufsicht die Größeren wieder die Kleineren einüben mußten. Als Grammatik diente für den Anfang der alte berühmte Donatus. Während des Vormittags wurden die Formen und Regeln eingeprägt, und Nachmittags wurde ihre Anwendung einge-

übt, indem leichte deutsche Sätze und Wortverbindungen vom Lehrer vorgesagt wurden und dann vom Schüler sogleich lateinisch auf seine Wachstafel niedergeschrieben werden mußten, also ein Extemporale. Abends wurde ein Abschnitt aus der biblischen Geschichte vorerzählt, und dieser mußte am andern Morgen von den Schülern wieder nacherzählt werden; gewiß eine vortreffliche Uebung dieses mündliche Verfahren, sowohl zu manchfacher Belehrung, als zur Gewandtheit im mündlichen Ausdruck, und zur Schärfung der Aufmerksamkeit und des Gedächtnisses; Handbüchelchen zum Nachstudieren hatte man ja dabei nicht zu Handen.

So verging für Walafried das erste Sommersemester. „Den folgenden Winter hindurch — so heißt es in jenem Berichte — beschäftigte uns der zweite Theil der Grammatik, die Rechtschreibekunst, und von jetzt an — also von der heutigen Quinta an — mußten auch wir immerfort Latein sprechen, wobei freilich manches zum Vorschein kam, das zu großer Erheiterung unserer Lehrer und Mitschüler diente.“ — „Jeden Tag,“ — so heißt es weiter — „wurde uns ein Abschnitt des Psalters gelesen, wir schrieben ihn auf unsere Wachstafeln; dann mußte jeder die Schreibfehler seines Nachbarn verbessern; einer von denjenigen, welche das vierte Jahr Grammatik studierten, mußte dann die Arbeiten durchsehen; hierauf wurde Wort für Wort durchgegangen und alles erklärt, und am andern Morgen mußten wir den Abschnitt auswendig lernen. Auf diese Weise prägten wir im Laufe des Winters und nachfolgenden Sommers den ganzen Psalter unserm Gedächtnisse ein; von nun an durften wir gleich den andern Zöglingen am Chorgesange der Brüder Theil nehmen.“ Hier möchte ich sagen: man staune über die Befähigung und Ansprüche bei einem Jahrescursus wie die heutige Quinta! Den Psalter mit seiner Sprache und seinem, wenn auch in vielen nur geahneten, immer aber emportragenden und das

Herz erweiternden Gehalte! Was Wunders, wenn im folgenden Jahre, in der heutigen Quarta, schon die Gedichte eines Prosper, eines Juvencus und Sedulius durchgenommen wurden! Als Handbuch diente nunmehr die größere Grammatik von Alcuin und die Metrik von Beda. Die Einübung der Metrik begann mit den Distichen Cato's. Insbesondere aber mußten auch die Hymnen der kirchlichen Tages- und Festzeiten studiert und auswendig gelernt werden. Im Sommer mußten die Schüler dieses Cursus auch schon anfangen, öffentlich bei Tische vorzulesen, nachdem sie vorher dafür eingeübt worden, also ohne Zweifel mit entsprechendem kunstgerechten Vortrage. Von Walafried heißt es, daß er in diesem Jahre seinen ersten lateinischen Brief geschrieben, den er mit einem Distichon geschlossen. Nehmen wir dazu die Lectüre von Vergil's Eklogen, wovon Walafried eine Abschrift von einem scheidenden Lehrer zum Geschenk erhalten, so haben wir wohl einen klaren Standpunkt für die Würdigung der ebenso raschen als tüchtigen Fortschritte.

Das folgende Jahr nun, der Klassenstufe der heutigen Tertia entsprechend, für Walafried das vierzehnte Lebensjahr, bildete den Abschluß der vier Grammaticalklassen. Als besonderer Unterrichtsgegenstand trat die Lehre von den Tropen und Figuren ein, die dann bei der Dichterlectüre und namentlich auch in der hl. Schrift im Einzelnen nachgewiesen und durch selbständige Anfertigung von Beispielen eingeübt wurde. Von Dichtern wurden besonders die Epiker Statius und Lucanus gelesen. Daneben mußten Abschriften von einzelnen Werken (Gedrucktes gab es ja nicht), namentlich von den Grammatiken des Priscian, Victorinus und Cassiodorus angefertigt werden; aus solchen Abschriften mögen sich denn auch wohl manche fehlerreiche Codices erklären. Insbesondere aber diente zur Befestigung in den Grammaticalkenntnissen, daß die Schüler der vierten Grammaticalklasse die

eintretenden Anfänger der untern Klassen selbst wieder unterrichten und einüben mußten. Gegen Ende des Sommersemesters wurde sodann das ganze vierjährige Grammaticalstudium wiederholt: die Etymologie, die Orthographie, die Metrik und die Lehre von den Figuren. Denn zum Aufsteigen in die folgende Stufe, in die Rhetorik, wurde am Ende des Schuljahres eine scharfe Prüfung gehalten, worin nebst den Regeln und Uebungen zugleich über alle gelesenen Schriftsteller, sowie über biblische Geschichte u. s. w. Rechenschaft gegeben werden mußte. Nicht alle Schüler aber aspirirten auf das weitere wissenschaftliche Studium; im Berichte heißt es: „Nicht alle meine Mitschüler traten jedoch mit uns in die Rhetorik über; manche junge Adelige gingen nach Hause oder wurden von ihren Eltern abgeholt, um als Knappen die ritterlichen Künste zu erlernen, zu denen in der Klosterschule kein Anlaß geboten war."

Das folgende Jahr also, der Altersstufe unserer Untersecunda entsprechend, war die Klasse der Rhetorik. Mit einer gewissen Spannung, wie es im Berichte heißt, sahen die Schüler den Geheimnissen derselben entgegen. Als Handbuch wurde Cassiodorus gebraucht, woraus aber schon während der Gymnasialklassen manche Abschnitte zur Lectüre gedient hatten. Daneben wurden die rhetorischen Schriften Cicero's gelesen; Quintilian wurde der Privatlectüre überlassen. Insbesondere aber begann nunmehr die Anfertigung von schriftlichen Aufsätzen, wobei täglich Uebungen in Anwendung und Ausführung der rhetorischen Redeformen stattfanden. Mit dem Sommersemester desselben Jahres begann das eigentliche Studium der Geschichte, nachdem schon manches daraus durch die biblische Geschichte, durch die Lectüre der Martyrologien, durch die Vorlesungen bei Tische und durch das Gespräch mit den Lehrern den Schülern bekannt geworden. Als Handbuch wurde zu Grunde gelegt das

Chronicon von Beda, und zum Privatnachschlagen eine Zusammenstellung aus den Chroniken von Eusebius, Hieronymus, Cassiodor, Jornandes und Mellitus. Als classische Lectüre aber ging dem Geschichtsstudium angemessen zur Seite Sallust und Livius, und zwar unter besonderer Hinweisung auf die schöne rhetorische Darstellung derselben. Zur Abwechslung wurde auch die Dichterlectüre fortgesetzt, namentlich aus Vergils Aeneide, aus Prudentius und Fortunat, in Verbindung mit eigener Anfertigung von lateinischen Gedichten. Zum Schlusse des Schuljahres mußte jeder Schüler sich eine der geschichtlichen Chroniken für seinen Privatgebrauch selbst abschreiben.

Wir kommen zu der folgenden Klasse, zu der Klasse der Dialektik oder angewandten Logik. Das ist nun ein Gebiet, welches heutzutage fast ganz abhanden gekommen. Da galt es, mündlich sofort über wissenschaftliche Gegenstände in Besprechungen, in Beweisführungen und Widerlegungen einzutreten. „Besonders liebte es unser Lehrer Tatto," — so heißt es im Bericht, — „einen jeden von uns über den nämlichen Gegenstand seine eigene Definition (und man weiß, wie schwer exacte Definitionen sind) aufstellen und dann die Richtigkeit derselben gegen die Angriffe der Gegner vertheidigen zu lassen; wenn wir dabei in zu große Hitze geriethen, so wurde die Disputation gleich abgebrochen und durfte erst am andern Tage wieder fortgesetzt werden" — und das dürfte wohl ein Zeichen von gemeinsamer Schlagfertigkeit sein. Grundlage für den dialektischen Unterricht waren hauptsächlich die verschiedenen Schriften über die Dialektik des Aristoteles. Wie weit aber auch die Berücksichtigung von praktischen Lebensverhältnissen sich erstreckte, sieht man daraus, daß während des Sommersemesters besonders Gesetzsammlungen, die Gesetzbücher des Theodosius, der salischen und ripuarischen Franken, sowie der Longobarden für die

dialektischen Uebungen, man könnte sagen Proceduren, herangezogen wurden, wobei der Lehrer Tatto, wie der Bericht sagt, „besonders reich an wirklichen Thatsachen war, weil er seine Jugendzeit in der kaiserlichen Pfalz zugebracht hatte.“ Neben allem diesem wurde die Lesung der Dichter sowohl, als das Studium der Geschichte fortgesetzt, und jede Woche wurde von Jedem an dem dafür bestimmten Tage über beides Rechenschaft abgelegt. Ueberhaupt aber sieht man überall, wie ausgedehnt und energisch das Privatstudium der Schüler war, und mit welcher Freiheit, allerdings geleitet von unmittelbarer Theilnahme und Berathung der Lehrer, sich jeder dabei seine besondere Richtung nehmen konnte.

Der ganze folgende Winter war der praktischen Anwendung des genossenen rhetorischen und dialektischen Unterrichts gewidmet; anfangs mündlich, dann schriftlich. Es wurden Stoffe aus der Geschichte, aus dem täglichen Leben, oder aus den Gesetzsammlungen gegeben, die in Reden und Gegenreden, bald mit dialektischer Schärfe, bald mit rhetorischer Ausschmückung, behandelt werden mußten. Ebenso mußten kurze Lebensbeschreibungen von Heiligen, sowie Charakterschilderungen und Lobreden ausgearbeitet und dann vorgetragen werden. Dabei erfahren wir denn auch, welche Berücksichtigung die deutsche Sprache empfing. Im Bericht heißt es: „Von Zeit zu Zeit machten wir auch deutsche Verse nach dem Muster der Sammlungen von Volksliedern und Sagen, die uns der Lehrer vorlas. Abt Hatto war nämlich von dem großen Karl wiederholt aufgefordert worden, der deutschen Sprache in der Klosterschule mehr Geltung zu verschaffen; diesem Auftrage gemäß gab uns nun der Lehrer Anleitung, zuerst deutsche Wörterbücher, sodann Uebersetzungen und Reden zu machen; und mehreren von uns gelangen dieselben sogar besser als die lateinischen. Nur mit der Rechtschreibung kamen wir nicht zu Stande, weil

sich viele deutsche Laute mit lateinischen Buchstaben nicht ausdrücken lassen, und jeder von uns je nach der Gegend, aus der er stammte, wieder eigene Aussprache und somit auch Schreibweise hatte. Es gelang uns deshalb weit eher, einen freien Vortrag in deutscher Sprache zu halten, als eine Uebersetzung oder einen Aufsatz niederzuschreiben."

Mit dem Abschluß dieses Wintersemesters, im sechszehnten Lebensjahre Walafrieds, stehen wir am Ende der ersten Abtheilung wissenschaftlicher Vorstudien, am Ende des sogenannten Triviums, welches, wie gesagt, aus den drei Stufen: Grammatik, Rhetorik, Dialektik bestand. Eine umfassende Prüfung führte zum Quadrivium hinüber, welches aus den vier Stufen: Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie bestand. Die Kürze der Zeit, sowie auch der Umstand, daß manches weniger verständlich sein würde, erlaubt nicht, auch diese vier Klassen genauer bis ins Einzelne vorzuführen. Die Fortschritte und Leistungen aber, die wir bisher am Trivium nachgewiesen, lassen schon im voraus erkennen, welche vollgültige Aufgabe und geistige Durchbildung das nun folgende Quadrivium mit sich führte. Der gemeinsame Name, weil gemeinsame Geist, für die Theile des Quadriviums war: mathematische Studien; denn auch Musik und Astronomie fußte darauf. Ohnehin hat ja auch das Wort Mathematik ursprünglich eine umfassendere Bedeutung, als die wir jetzt damit verbinden.

Zunächst also begann das Studium der Arithmetik. Wollte jemand denken, ob denn bis dahin die Schüler noch nichts vom Rechnen gelernt hätten, so möchte ich auf jeden Savoyardenknaben hinweisen, der ohne Schulbesuch mit seinem Murmelthier umherzieht, ob der nicht mit seinen Pfennigen praktisch die vier Species und die Regel de tri ausübt, und ob er nicht Linien, Flächen und Körper zu unterscheiden weiß. Kurz, wie der alltägliche Lebensverkehr, so führte

in höherem Grade schon der ganze Cursus des Triviums, zumal der Dialektik, manchfache mathematische Vorkenntniß mit sich. Die Arithmetik des Quadriviums aber ging in die Tiefe, ja man kann sagen in die Geheimnisse der Zahlenlehre hinein; daher ist denn auch ausdrücklich die Rede von künstlichen mathematischen Räthseln, deren auch Walafried entworfen und mehrere in Hexametern ausgearbeitet. Insbesondere wurde das Verständniß des Kalenders, die Zeiteintheilungen der Hebräer, Griechen und Römer, die Berechnung der goldenen Zahl, der Epakten und der Induction eingeübt. Als Lehrbücher dienten die Werke von Beda und Boethius.

Mit dem Abschluß der arithmetischen Klasse trat eine neue Scheidung der Schüler ein; die Aspiranten der Jurisprudenz traten aus; die der Medicin wurden in einem andern Theile des Gebäudes unterrichtet, der mit einem botanischen Garten von Heilkräutern und mit Bereitung von medicinischen Präparaten verbunden war; die Aspiranten der Malerei und Bildhauerei hatten gleichfalls einen besondern Theil des Klosters mit Werkstätten inne, wo sie noch zwei oder mehrere Jahre verblieben. Nach dieser Scheidung zählte Walafrieds Klasse noch etwa zwanzig Schüler, die zum Studium der Geometrie übergingen. Mit dem theoretischen Unterricht in der Geometrie waren zugleich praktische Vermessungen von Linien, Flächen und Körpern, so auch namentlich Vermessung der Grundstücke des Klosters, ihre gegenseitigen Entfernungen, sowie der Höhe der Gebäude und Thürme verbunden. Wesentlich aber, und im Anschluß an die eigentliche Wortbedeutung gehörte zu dem geometrischen Cursus auch der geographische, die Beschreibung der Erde und ihrer Theile, der Länder und Meere, Flüsse und Gebirgszüge, sowie ihrer Erzeugnisse an Steinen, Metallen, Pflanzen und Thieren. Zeichnung von Karten

und Figuren machte dabei den Schülern besondere Freude. Zur Lectüre dienten die verschiedenen bis dahin bekannten Itinerarien und Kosmographien von Antonin, Priscian, Beda, Isidor u. a.

Nun folgte das Studium der Musik. Dabei ist aber am allerwenigsten an das Erlernen irgend eines Instrumentes zu denken; im Gegentheil wird ausdrücklich bemerkt, daß fast jeder von den Schülern schon längst eines der Instrumente spielen gelernt: das Organum, oder die Harfe, oder die Flöte, oder die Trompete und Posaune, oder die Zither; ebenso den Gesang. Das eigentliche Studium der Musik schloß sich wesentlich an das mathematische an, handelte über die feinsten Zahlverhältnisse der Töne und Tonarten, und ging dann über zu den Gesetzen der Composition (waren ja auch die späteren Minnesänger nicht bloß die Dichter, sondern auch Componisten und Sänger ihrer Lieder) und zu der Charakterisirung der verschiedenen Instrumente. Kurz, dieses Studium der Musik mit seiner mathematischen Grundlage und Tiefe ist heutzutage so sehr abhanden gekommen, daß es nur einzelne Gelehrte (nicht gerade Musiker) sind, welche in neuerer Zeit in dasselbe wieder einzudringen gesucht haben. Als Lehrbücher dienten die Werke von Beda und Boethius. Des Letzteren musikalisches Werk ist noch jüngst übersetzt und erläutert worden; man braucht es wahrhaftig nur zu durchblättern, um zu erkennen, wie wenig man von solchen Dingen heutzutage versteht. Ahnung aber, oder vielmehr sichtbaren Beweis von der tiefeingreifenden, man möchte sagen, pythagoreischen Bedeutung und Anwendung des mathematischen Studiums liefern die mittelalterlichen Bauten, die in ihren geheimnißvollen Zahlverhältnissen, je mehr man sie in neuerer Zeit wieder zu durchschauen gesucht hat, sich gleichsam als eine versteinerte Musik, als symbolischen Gesang offenbaren. Und was für unnachahmliche Melodieen

und Tonläufe aus solchem Studium hervorgingen, das hat die Kirche in so manchen Gesängen treu bewahrt. Walafried nun aber, da er für praktische Uebung der musikalischen Composition weniger Talent zeigte, benutzte die dadurch erübrigte Zeit, um privatim das Griechische zu erlernen, und brachte es unter Leitung eines tüchtigen Lehrers sehr bald zur Lectüre des Homer, wovon das Kloster mehrere Exemplare besaß, die der Abt selbst bei seiner Gesandtschaft nach Constantinopel dort angekauft hatte.

Die letzte Stufe endlich bildete das Studium der Astronomie, wieder nach den Werken eines Beda und Boethius. Als besondere Gegenstände des Unterrichts werden genannt: der Sonnen-, Mond- und Planetenlauf, die Sternbilder, der Thierkreis, die Ursachen der Finsternisse, der Gebrauch des Astrolabs und Horoskops, der Sonnenuhr und des Tubus, und bei dem allem die praktische Kenntniß und Beobachtung des Sternhimmels zur stillen Nachtzeit.

Damit sind wir gekommen bis zum Frühlinge des Jahres 825, also bis zu dem Jahre, worin Walafried, nach einem neunjährigen — wir wollen sagen Gymnasialcursus, sein neunzehntes Lebensjahr vollendete, also wie ihr, geliebte Abiturienten, seine Maturitas erreichte. Ja, seine Maturitas, sein Zeugniß der Reife für höhere wissenschaftliche Studien; denn jetzt erst begann das Studium der eigentlichen Philosophie, und dann erst die Theologie — wodurch dann auch das bekannte canonische Alter für die Weihen erreicht wurde. Glaubt ihr nun wohl, wenn dieser Abiturient Walafried jetzt hier einträte, euch in allem mit ihm messen, etwa in lateinischer Sprache eine dialektische Disputation über die Definition eines wissenschaftlichen Begriffes mit ihm aufnehmen zu können? Freilich es sind seit dem mehr als tausend Jahre, über die ihr an Geschichtskenntnissen ihn übertreffen müßt; aber was war in Geschichtsauffassung ein

Livius, was ein Thucydides, die 800 und 1200 Jahre noch vor Walafried lebten? Und wolltet ihr gar denken: „was für Entdeckungen, was für Erfindungen sind seit jener Zeit gemacht worden, über die wir Kenntniß und Aufschluß besitzen!“ — so möchte ich fragen: War Sokrates darum kein Weiser, weil er die Anwendung des Dampfes, weil er Dampfschiffe und Eisenbahnen nicht kannte? war Plato darum noch kein Mann der Ideen, weil er nicht auf die Idee kam, sich photographiren zu lassen? oder stand Aristoteles darum hinter einem heutigen Sextaner zurück, weil er noch keine Zündhölzchen kannte? O, hinweg mit solchem Maßstabe! ich meine nicht mit solchem kraß und massiv gezeichneten Maßstabe, sondern mit allen ähnlichen Maßstäben, deren Kraßheit und Massivität sich nur verhüllt und hinter gefärbte Phrasen versteckt, die aber im Grunde nichts anders als materieller Maßstab für Geistiges sind! Hinweg auch mit allem Stolze der Intelligenz, der so vielfach unsere Gegenwart bethört, und von dem es sicherlich dereinst heißen wird: „sie dünkten sich weise und wurden Thoren.“ Aller Stolz ist das sicherste Zeichen des nahen Falles, wie in allen Verhältnissen, so auch in Wissenschaft und Kunst. Ich denke, die Klosterschule zu Reichenau und die geistige Durchbildung, wie sie dort vor mehr als tausend Jahren geboten wurde, ist nicht das Werk von Finsterniß und Barbarei, sondern würde mit Glanz in die Gegenwart treten. Und doch habe ich kaum hingewiesen auf jenes zweite Element der Jugendbildung, auf die erziehliche Seite, auf die sittliche, religiöse, gesellige Durchbildung, welche in einer solchen Anstalt gepflegt und gleichsam eingeathmet wurde. Wollte aber jemand meinen, es sei nun einmal die Schule zu Reichenau durch besondere Umstände etwas Auserlesenes, gleichsam ein Unicum in jener Zeit gewesen; o, so stehen wir wahrlich hier in Mainz auf einem

Boden, der damals den geistigen Hochgipfel für die Schulen trug, stehen an dem Bischofssitze jenes Rhabanus Maurus, der, ehe er diesen erzbischöflichen Stuhl bestieg, Abt in Fulda war und die Klosterschule daselbst zu einer Glanz- und Musterschule erhob, zu welcher ein Reichenau von Ferne nacheifernd emporblickte. Denn zur Vollendung seiner Studien ging auch Walafried nach Fulda, um ein Schüler des Rhabanus zu werden und nach ihm sich selber fürs Lehramt auszubilden. Und hier in Mainz selbst, so nahe dem Mäcenatischen Hofleben Karls des Großen, wie blühete Schule und Wissenschaft in dem Stifte von St. Alban! Darum sagte ich Eingangs: Was war ein Abiturient vor mehr als tausend Jahren hier in Mainz? was war er nach den Anforderungen eines Rhabanus Maurus? — Und wollte ferner jemand meinen, es sei das alles nur ein vorübergehender Lichtschimmer gewesen, den die Bemühungen Karls des Großen verbreitet: so können wir einen solchen nur dringend bitten (denn gethan hat er's noch nicht), doch einmal einen ernsten, aufrichtigen Blick in die großen theologisch-philosophischen Werke der nächstfolgenden Jahrhunderte zu thun, nur eine einzige Quaestio in einem Thomas von Aquin, der auch auf deutschem Boden, in Köln, studierte und lehrte, durchzuarbeiten, um zu erkennen, — nicht was dieser selbst leistete, sondern was für Ansprüche bei solcher Maßgabe an die Vorbildung und an die Intelligenz aller Studierenden, insbesondere der Theologie-Studierenden gemacht wurden. Und gerade jener Cursus durch die sieben freien Künste, wie spiegelt er sich ab in den Bauwerken des Mittelalters! Ich habe sie schon eine versteinerte Musik genannt; daß die Geheimnisse der Mathematik sie durchranken, ist bekannt; ich möchte aber auch nicht anstehen, sie in ihren einzelnen Theilen und Theilchen wie eine lebendige Dialektik zu betrachten. Und wie sehr jenes Studium der sieben freien

Künste in der Folgezeit festgehalten, weitergebildet und zuletzt gar allzufein geschliffen wurde, darüber haben wir ja so eben in den Declamationen einige mittelalterliche deutsche Verse vernommen, worin der Dichter (es ist Thomassin von Zerkläre aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts) gleichsam unwillig über die gar zu scharfe Intelligenz und theoretische Bildung auf das praktische Leben hinweiset und den sieben Künsten eine Anwendung auf Charakter und Handeln ertheilet, indem er sagt:

„Derjenige versteht die wahre Grammatik, der recht lebt und handelt, wenn er auch nicht richtig redet und schreibt; derjenige versteht die wahre Dialektik, der sich vor Lügen hütet, niemand hintergeht und irreführt; derjenige übt die beste Rhetorik, dessen Reden ohne Falsch und Heuchelei die Farbe der Einfalt und Aufrichtigkeit tragen; derjenige hat die wahre Geometrie, der in allem seinem Thun das rechte Maß bewahrt; und derjenige die wahre Arithmetik, der kein Abzählen kennt im Gutesthun, sondern immer neues zulegt; und das ist die schönste Musik, wenn mit den schönen Worten auch das Handeln übereinstimmt; und das ist der höchste Astronom, der sich zieret mit den Sternen der Tugend, an Alter und an Jugend."

Und nun, geliebte Abiturienten, auch diese praktische Deutung der freien Wissenschaften haben wir in euch zu befestigen gesucht; auch sie gehört zu dem Zeugniß der Reife, das ich euch jetzt überreichen werde; nehmet sie mit, jene goldenen Worte aus der längst vergangenen Zeit; haltet fest an ihnen, und sie werden eure Kräfte vermehren auch für die wissenschaftlichen Berufsstudien, denen ihr entgegengeht. Bleibet strebsam in Demuth, und fället nie vermessene Urtheile über die Vergangenheit!

LIBRARY OF CONGRESS
0 019 810 715 3